Israelitische Wochenschrift

Nr. 46. | Berlin, 13. November 1903. | **Jahrgang XII.**

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 13. November, abends 4½ Uhr.
Predigt: Synagoge Lützowstraße, abends 5 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Weiße.
Samstag, den 14. November, in der alten Synagoge mrgs. 8½ Uhr, in den anderen Synagogen mrgs. 9½ Uhr. **Neumondsweihe.**
Predigt: Neue Synagoge, vorm 10½ Uhr, Herr Rabbiner Dr. Maybaum.
Jugendgottesdienst: Synagoge Lützowstr., nachm. 4 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Stier.
Abendgottesdienst 5 Uhr 1 Min.
Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synagoge morgens 7 Uhr, in den anderen Synagogen morgens 7½ Uhr. Abends in allen Synagogen 4 Uhr.

Die Synagoge Kaiserstrasse bleibt bis auf Weiteres geschlossen.

Sitzung der Repräsentanten-Versammlung.

Sonntag, den 15. November cr., vorm. 11 Uhr, im Sitzungssaale Oranienburgerstraße 30 II.

Verband für jüdische Wohltätigkeitspflege.

Einladung zur

14. Delegierten-Versammlung

am **Donnerstag, den 19. November cr.,** abends 7½ Uhr präc., Repräsentantensaal, Oranienburgerstr. 30 II.

Tages-Ordnung:
Diskussion über die „**Organisation der Kranken- und Hauspflege**", eingeleitet durch den Vorsitzenden.
Gäste willkommen.

Verband für jüdische Wohltätigkeitspflege.
Geschäftsführender Ausschuß
Bernhard Breslauer. **Martin Simon.**

In der hiesigen jüdischen Gemeinde ist eine

Kantorstelle

zu besetzen. Bewerber, welche die deutsche Reichsangehörigkeit besitzen und seminaristisch vorgebildet sind, wollen ihre Meldungen mit Zeugnisabschriften bis zum 1. Dezember d. Js. an die Adresse des unterzeichneten Vorstandes, Berlin N., Oranienburgerstraße 29, gelangen lassen.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde zu Berlin.

Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

Ordentliche

Versammlung

am
Montag, den 16. November 1903,
abends 8½ Uhr präc.
im Saale des „Geselligen Vereins der Gesellschaft der Freunde"
W., Potsdamer-Straße 9.

Tages-Ordnung:
1. Vortrag des Herrn Dr. D. Leimdörfer, Prediger am israelitischen Tempel in Hamburg: „**Die Sprache als ethischer Faktor der israelitischen Volksseele.**"
2. Geschäftliche Mitteilungen.
3. Diskussion.

Der Vorstand.

Gäste, welche durch Mitglieder eingeführt werden, haben Zutritt; weitere Eintrittskarten stehen den Mitgliedern auf dem Bureau, Karlstraße 27, zur Verfügung.

Das Preisausschreiben des Liberalen Vereins für die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde zu Berlin

vom Januar 1902 wird hiermit erneuert, da bisher eine Prämiierung nicht hat erfolgen können. Abermals wird ein Preis von

Eintausend Mark

für die beste Schrift über

„Das Wesen des Judentums"

ausgesetzt, welche unter den Bedingungen vom Januar 1902 bei dem Vorsitzenden des Liberalen Vereins für die Angelegenheiten der Jüdischen Gemeinde zu Berlin bis zum 1. Januar 1905 eingeliefert wird. Diese Bedingungen sind in Nr. 4 der Allgemeinen Zeitung des Judentums vom 24. Januar 1902 veröffentlicht

Das Preisrichteramt haben wiederum übernommen die Herren Rabbiner Dr. S. Maybaum, Berlin; Seminardirektor Dr. M. Holzman, Berlin; Geheimer Regierungsrat Professor H. Cohen-Marburg.

Der Liberale Verein für die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde.

Vorsitzender: **Bernhard Breslauer**, Justizrat.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt 1, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3934.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk alle anderen Länder 3,50 Mk.

Nr. 46. Berlin, 13. November 1903. Jahrgang XII.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal. Zu beziehen durch die Post oder unsere Expedition: Berlin C. 19, Roß-Straße 3.

Anzeigen für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 30 Pf. Bei Wiederholungen Preisermäßigung. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen entgegen.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Inhalt.

Ein neuer Verein.

Die Tageszeitungen melden, daß dieser Tage eine Vereinigung deutsch-nationaler Juden in Berlin gegründet worden ist. Die Hauptpunkte ihres Programms lauten:

Die „Vereinigung deutsch-nationaler Juden“ macht es sich zur Aufgabe, den gesellschaftlichen wie den Rassenantisemitismus durch die Pflege und Förderung deutsch-nationaler Gesinnung und Betätigung in allen Kreisen und Schichten des Judentums zu bekämpfen. Die Mittel, durch die der Verein seine Ziele zu erreichen sucht, sind Wort und Schrift, das heißt, die Veranstaltung von öffentlichen Vorträgen, Versammlungen u. s. w., ferner durch die Agitation vermittelst eines geeigneten Vereinsorgans. Mitglied des Vereins kann jeder werden, der, im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte, sich mit den Tendenzen des Vereins einverstanden erklärt; ausgeschlossen dagegen ist jeder, der auch nur im entferntesten sozialdemokratische Tendenzen und Bestrebungen billigt oder unterstützt.

Den Vorstand bilden: Rechtsanwalt und Notar Max Jonas, Oranienburg, Dr. S. Jaffa, Charlottenburg, Theodor Wolff-Thüring, Berlin, Schriftsteller Heinrich Nehemias, Berlin, Redakteur Hermann Fuchs, Berlin.

Von den Vorstandsmitgliedern ist einzig Herr Rechtsanwalt Max Jonas als ehemaliger Privatsekretär Eduard Laskers in weiteren Kreisen bekannt. Den Wert der Vereinigung wird man erst aus ihrer Tätigkeit zu erkennen vermögen. Das Vereinsorgan, das unter dem Namen „Toleranz“ erscheint, wird sich wesentlich ändern müssen, wenn es den Vereinszwecken wirksam dienen will.

Uns ist nicht recht erfindlich, an welche jüdischen Kreise man sich wenden will. Wir kennen keine, in denen man der Erziehung zu „deutsch-nationaler Gesinnung und Betätigung“ erst bedürfte. Was auf diesem Gebiet zu tun ist, liegt der Regierung ob, der Regierung ganz allein. Nationale Gesinnung ist dem Menschen eingeboren. Wenn sie sich irgendwo brüchig zeigt, so ist das ein Erzeugnis der Mißhandlung durch eine Mißregierung.

Wir wissen uns von jeder entferntesten sozialdemokratischen Tendenz frei, und wünschen, daß alle Juden davon frei wären. Wird aber solches Bekenntnis zur Vorbedingung des Beitritts zu der neuen Vereinigung gemacht — wie will man auf die sozialdemokratisch Angekränkelten wirken?

Die Bekämpfung des gesellschaftlichen wie des Rassenantisemitismus ist ein ganz gutes Programm; aber es erscheint uns unvollständig — weil der gouvernementale Antisemitismus ausgelassen ist, für dessen Betätigung Mommsen den hübschen Ausdruck „gouvernementaler Bauernfang“ geschaffen hat. Diese Lücke scheint uns nicht unabsichtlich. Wir haben sogar den Eindruck, als wollten die Vereinsleiter bei der Regierung dadurch eine freundlichere Stimmung hervorrufen, daß sie zugeben, die nationale Gesinnung der deutschen Juden sei besonderer Pflege und Förderung bedürftig, und daß sie sich bemühen, in dieser Hinsicht erzieherisch tätig zu sein. Will die Vereinigung als eine Anstalt für deutsch-nationale jüdische Gesinnungs-Korrigenden sich auftun, so soll sie das offen sagen. Dann weiß das eintretende Mitglied wenigstens, wofür es zu gelten hat und wofür es angesehen zu werden verdient.

Gewiß sind wir Sünder allzumal, gewiß haben wir zur Selbstgerechtigkeit keinen Anlaß — aber dem Antisemitismus und seinem schuftigen Anhang gegenüber haben wir keinen Grund, Bußfertigkeit zu betonen. Wir fühlen den Splitter in unserem Auge — doch dem Mißwollenden, der uns deswegen höhnt und unser Gebrechen übertreibt, dem machen wir keine Verbeugung, sondern wir rufen ihm zu: Nimm den Schleier von deinem Auge, und du wirst richtiger sehen!

Theodor Mommsen.

Einer der Größten unserer Zeit ist in Theodor Mommsen dahingegangen.

Satt an Tagen, nach einem langen, arbeitgesegneten Leben hat er diese Erde verlassen.

Und auch uns hat er gehört, so lange er im Licht wandelte. Sein freier Geist ließ ihn unsere Sache als die Sache des Rechts erkennen — obwohl er von Geist und Inhalt des Judentums keine genauere Wissenschaft besaß. Für das Menschenrecht trat er ein, da er unseres Rechts sich annahm.

Es zählt zu der Judenheit Ruhmestiteln, daß alles, was redlich und tief, was weise und gut ist, sich auf der bedrängten Judenheit Seite stellt, daß unter seinen Bedrängern die Ruppel und Ahlwardt voranstehen.

Mommsen war unter den Notablen, die im Jahr 1880 die feierliche Verwahrung und Vermahnung gegen die schmachvolle Bewegung erließen, die wie eine Seuche durch Europa gezogen ist, das öffentliche Leben vergiftet hat. Einem mißdeuteten Satz Mommsen's haben die „Gebildeten“ unter den Antisemiten das Schlagwort entnommen, daß die Juden ein „Ferment der nationalen Dekomposition“ bildeten. Die wahre Bedeutung dieses Wortes, das für die, die es mißbrauchten, nichts weniger als schmeichelhaft ist, haben die Antisemiten nicht erkannt, wohl auch nicht erkennen mögen.

Mommsen hat außerhalb des „Schattens der Kirche“ gestanden. Er hatte sich von seiner Kirche getrennt und war jeder Kirche fremd geworden. Daraus erklärt sich, daß er die Juden einladen konnte, sich — nicht dem Christentum, sondern — der Christenheit anzuschließen, als der freimaurerischen Gemeinschaft der Aufgeklärten und Gebildeten, die bei uns einmal landesüblich ist.

Wir haben uns seiner Zeit gegen diese irrige Auffassung vom Judentum erklärt und die freundlich gemeinte Einladung mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen. Möglich, daß Mommsen Anlaß genommen hat, sich über seinen Irrtum zu unterrichten, dem eine fehlgehende Auffassung des Lessing'schen Wortes zugrunde lag: „Was mich dir zum Christen macht, das macht dich mir zum Juden.“

Auch von der späteren Geschichte der Judenheit und von ihrer Gegenwart wußte Mommsen wenig, obwohl er ein großer Historiker war. In solcher Unbekanntschaft konnte er vor wenigen Jahren den Brief an die Deutschen Böhmens veröffentlichen, in dem er sagte: es sei den Deutschen Böhmens bei ihrer kompakten Ansiedelung nicht möglich, Böhmen zu verlassen, wie etwa die Juden Rußlands Rußland zu verlassen vermöchten. Hätte er sein scharfes Auge so fest auf den Osten Europas gerichtet, wie er es auf den Süden gerichtet hielt, er wäre zu einem anderen Vergleich und zu dem Schluß gekommen, daß die Auswanderung der Millionen Juden aus Rußland so untunlich ist, wie die Auswanderung der Millionen Deutschen aus Böhmen.

Doch dieses Fehlgreifen kann unserer dankbaren Anerkennung für den Mann nicht hinderlich sein, der in unserer Bedrängnis unserer Sache als der Sache der Gerechtigkeit sich mit Eifer und Wärme angenommen hat. Darin beruht eben unser Stolz und unsere Zuversicht, daß es keinen Gerechten geben kann, der nicht unsere Forderungen als Forderungen der Gerechtigkeit anerkennt. Mommsen hat es getan — das Angedenken des Gerechten sei zum Segen!

Schinkenstulle und Wurmfortsatz.

Herr Dr. A. Tänzer, Rabbiner für Tirol und Vorarlberg in Hohenems, hat unter dem Titel „Judentum und Entwicklungslehre“ eine Schrift herausgegeben, die bei S. Calvary & Co. in Berlin (Preis 2 Mark) erschienen und sehr beachtenswert ist. Sie ist typisch für eine ganze Richtung von Reform-Eiferern, die aufrichtig das Beste wollen, die auch das große Ganze zu übersehen glauben, deren Horizont aber in Wirklichkeit durch ihren eigenen engsten Lebens-Wirkungskreis begrenzt ist. Herr Dr. Tänzer ist typisch für den modernen Rabbiner, der von dem schönen Wunsch beseelt ist, die Anforderungen der Neuzeit in Einklang mit der Ueberlieferung zu bringen; der aber zu diesem Ziel nicht stete Selbstlosigkeit und Entsagung üben mag, sondern vorzieht, die Ueberlieferung nicht bloß tatsächlich zu ignorieren, nein, in den Formen der Ueberlieferung sie zu beseitigen und dieser Beseitigung wie dem inappellablen Ausspruch eines Beth Din Anerkennung zu verschaffen.

Herr Dr. Tänzer schickt seiner „den Manen seines verewigten Meisters und Gönners, des Geheimen Regierungsrats Prof. Dr. Moritz Lazarus s. A.“ gewidmeten Schrift ein Vorwort voraus, das kein Revisor von sprachlichen Entgleisungen gereinigt hat. Er verzichtet darin namens der Judenheit auf den Nimbus des auserwählten Volkes und kündigt für den Anhang „Anregungen“ an, von denen er sagt, daß er sie in ihrer Tragweite „keineswegs unterschätze“. Mit etwas rührseliger Pathetik führt er das Bild des entschlafenen Lazarus vor: „Des Todes eisige Ruhe, tiefer, tiefer Friede lag auf den sonst so lebensvollen, durchgeistigten Zügen; halbgeschlossen waren die sonst so geistessprühenden, vielbewunderten Augen; wallende, silbergraue Locken umrahmten wie eine Glorie das Haupt dieses für Israel so begeisterten und begeisternden Moses, neben dem tränenden Auges sein trauernder Schüler stand“ . . . Dieser Schüler ist Dr. Tänzer. Lazarus hat hoffentlich noch andere Schüler gehabt außer Dr. Tänzer, der „in des teueren Meisters erstarrte Hand in der unvergeßlichen Stunde heiligster Erbauung gelobte, nach besten Kräften in seinem Sinne zur Ehre des Judentums zu wirken, für dessen fortschrittliche Entwicklung, vertiefte Erkenntnis und allgemeine Anerkennung offen und unerschrocken einzutreten“.

An das Vorwort knüpft sich der Abdruck eines Vortrags, den Dr. Tänzer am 4. Mai d. J. in Innsbruck über „Babel und Bibel“ gehalten hat.

Der Vortrag ist eine krause Aneinanderreihung von Selbstverständlichkeiten. Nicht das Tiefe, sondern das Oberflächliche und Nebensächliche, das in zahlreichen, von Delitzsch's Vorträgen veranlaßten Schriften gesagt worden, ist hier ungeordnet zusammengestellt. Als neues und mutiges Bekenntnis erscheint dem Verfasser das Zugeständnis, daß das „Dogma“ von der Verbalinspiration der Bibel aufzugeben sei. Daran werden Bemerkungen recht fragwürdigen Gehalts geknüpft, wie die: „der Glaube an Gott, das Erfassen Gottes, hat, eben weil seines anthromorphen Charakters entkleidet, durch die Naturforschung eine Reinheit, eine Tiefe und Klarheit erfahren, wie sie

niemals irgendein Religionssystem zustande gebracht hat". — Das ist einfach nicht wahr. Keine Naturforschung hat den Gottesbegriff so eindringlich von allem anthromorphen Beiwerk entkleidet, wie Deuteronomium 4, 15 u. ff.:

„Haltet euch sorglich vor eurer Seele, daß ihr keinerlei Gestalt gesehen habt an dem Tag, da Gott aus Feuers Mitte auf dem Horeb zu euch sprach. Damit ihr nicht in das Verderben verfallet, euch ein Bildnis zu machen, einen Götzen in Mannes- oder Frauengestalt, in der Gestalt irgend eines Viehs, das auf Erden ist, oder eines geflügelten Wesens, das am Himmel fliegt, in der Gestalt irgend eines Gewürms auf Erden, in der Gestalt irgend eines Fisches im Wasser, unter der Erde. Damit du auch nicht dein Auge zum Himmel erhebest, Sonne, Mond und Sterne, das ganze Himmelsheer ansehest und verleitet werdest, ihnen anbetend zu dienen. Denn der Herr dein Gott ist es, der jene hingestellt hat für alle Völker unter dem ganzen Himmel. Euch hat der Herr genommen, euch hat er aus dem eisernen Ofen, Egypten, herausgeführt, daß ihr sein Volk werdet und sein Eigentum, wie an diesem Tag."

Der Verfasser teilt die Religionsgeschichte der Menschheit betreffs der Erfassung des Begriffs vom Wesen Gottes in drei Hauptabschnitte:

„1. in jenen der untersten Entwicklungsstufe mit all den Vorstellungen der Vielgötterei;
2. in jenen der mittleren Entwicklungsstufe, die bereits nur einen Gott kennt, diesen aber in anthromorpher Vorstellung außerhalb der sichtbaren Natur sich denkt;
3. in jenen der derzeit höchsten, wenn auch heute nur von den Wenigsten erfaßten Entwicklungsstufe endlich, die Gottes ureigenstes Wesen aller Spekulation entrückt und ihn, ohne in der Identifizierung mit der Natur sein Wesen schon erschöpft zu glauben, nur nach jenen seiner Attribute zu erfassen sucht, die innerhalb der Natur, im Vorhandensein der Materie und der in dieser zutage tretenden Energie, sich äußern; da der einzige Gott vom Menschen in dem in ihm sich offenbarenden, ihn erfüllenden und anspornenden Ideale sittlicher Vollkommenheit empfunden wird und woraus dann die Ueberzeugung entspringt, daß die Religion, die einen solchen Gottesbegriff verkündet, vom Menschen nur die möglichste Nachahmung dieses göttlichen Ideals ethischer Vollkommenheit fordert, ja überhaupt nur eine Sünde gegen Gott kennt, die des bewußten Vergehens und trotzigen Aufbäumens gegen das ethische Gesetz, welches die unentbehrlichste Grundlage menschlicher Weiterentwicklung ist.

Während die unterste Periode in die Zeit vor dem Auftreten des jüdischen Volkes fällt, bilden die beiden letzteren Entwicklungsstufen Ruhmesstaten jüdischen Geistes, indem beide Juden zu ihren geistigen Urhebern haben. Die zweite Entwicklungsstufe knüpft sich an den Namen des Moses, die dritte an den von Spinoza. Mit den Namen Moses und Spinoza ist das Judentum unlösbar mit der geistigen Entwicklungsgeschichte der Menschheit verknüpft."

Der Versuch, im Namen Spinozas „Gottes ureigenstes Wesen aller Spekulation zu entrücken", wird bei den Kennern Spinozas schmunzelnde Anerkennung finden.

Noch eine Stelle sei angeführt, die die wissenschaftliche Höhe der Tänzer'schen Auffassung mit außerordentlicher Aufrichtigkeit kennzeichnet. Der Verfasser sagt pag. 39:

„Und warum sollte die Bibel wirklich in allen Teilen und Worten das Vollkommenste darstellen? Etwa weil sie angeblich ein von Gott verfaßtes, geschriebenes oder auch nur wörtlich inspiriertes Werk ist?

Ist etwa der Mensch ein wirklich vollkommenes Gotteswerk? Haben wir nicht selbst in unserem Körper Teile, wie z. B. den Wurmfortsatz des Blinddarmes, der keinerlei Funktion versieht und nur, als Sitz lebensgefährlicher Krankheiten, uns mit steter Lebensgefahr bedroht? Und desgleichen noch manch andere überflüssige Körperteile, deren Vorhandensein uns nur als Rudimente früherer Formation erklärlich wird?"

Der Wurmfortsatz als Beweis für die Lückenhaftigkeit der Weltschöpfung bleibt ein genialer Gedanke, auch wenn er nicht neu ist.

Das Hauptstück der Schrift ist der Anhang.

Der Verfasser beginnt mit einer löblichen Zurückweisung „jeder Annäherung an die christliche Kirche, jeder wie immer Namen habenden Nachahmung ihrer Gebräuche". Er sagt, nicht gerade schön, aber energisch:

„Jene in früheren Jahrzehnten, in der Sturm- und Drang-Periode des modernen Judentums, angestrebte Assimilation an das Christentum war ein totgeborenes Kind, ein dem jüdischen Geist mit seinem mehr oder minder bewußten Streben nach Wahrheit, Einheit und Erkenntnis absolut zuwiderlaufendes Unternehmen und hat darum auch gründlichen, allseitigen und wohlverdienten Schiffbruch gelitten."

Sodann beklagt der Verfasser den Widerspruch zwischen Lehre und Leben. Dieser Widerspruch erzeuge Niedergang, was er am jüdischen Zeremonialgesetz, an Synagoge und Kanzel, am jüdischen Religionsunterricht zeigen will. Er tut es auch. Ganz in der obigen Wurmfortsatz-Methode. Er findet es unerhört, daß der Rabbiner das Zeremonialgesetz halten soll, während sich die Gemeinde „mit überlegener Miene" darüber hinwegsetze. Das gehe nicht an. Was die Gemeinde dürfe, das müsse auch der Rabbiner dürfen. Die Lehre von einst müsse sich dem Leben von jetzt fügen. Der Verfasser begründet das in folgender Weise:

„Diese Frage hat eigentlich nur noch akademischen Wert, denn in der Praxis ist sie längst entschieden, hat das Leben längst obgesiegt. Das Leben mit seinen Ansprüchen war stärker und hat diesen, in früheren Entwicklungsperioden so wichtigen Teil des Judentums dem allgemeinen Naturgesetze untergeordnet, nach welchem ausnahmslos alles, was leben und gedeihen will, sich den bestehenden Lebensverhältnissen anpassen muß. In nicht offizieller Weise haben die modernen Juden sich auch bereits durch stillschweigende Ignorierung des Zeremonialgesetzes dem Leben angepaßt. Freilich, der Herr Rabbiner hat's nicht ausdrücklich sanktioniert, aber daß die so mit der alten Lehre dem modernen Leben nachhinkenden Rabbiner nicht an Ansehen gewinnen, ist selbstverständlich.

Warum aber nachhinken? Warum dem offiziell immer noch bestehenden Konflikte zwischen Lehre und Leben für die modernen, entwickelten Juden nicht mit mutvoller Offenheit ein Ende bereiten?

Ich stelle deshalb als Konsequenz alles Gesagten die Forderung auf:

Eine internationale Synode aller diesen Prinzipien zustimmenden jüdischen Gelehrten und Rabbiner soll eine zeitgemäße Revision des jüdischen Zeremonialgesetzes durchführen, das Erhaltbare und Notwendige aus demselben als bindendes Zeremonialgesetz für die Gemeinden des entwickelten, modernen Judentums aufstellen, woran dann Gemeinden und Rabbiner in gleicher Weise sich zu halten haben."

Man hat wohl noch nie so kläglich nach einer öffentlichen Schinkenstulle weinen gehört. Herr Tänzer aber darf sich beruhigen. Es gibt Rabbiner genug, die sich diesen Genuß auch ohne Synodalbeschluß vergönnen. Daß eine Synode aus

eigenem Mandat sich die Befugnis zur Abschaffung von Religionsgesetzen beilegt, kann man sich schon denken. Dergleichen ist dagewesen. Daß aber eine Synode in unserer Zeit die Macht haben soll, irgend ein Zeremonialgesetz wirklich bindend zu machen für Rabbiner und Gemeinden — das glaubt doch Herr Dr. Tänzer selbst nicht. Da Herr Tänzer gleichwohl nach der Synode ruft, so muß er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß diese nur „löst" und niemals „bindet". Um die Gefolgschaft ist Herrn Tänzer nicht bange. Die werde sich schon einfinden. Natürlich werden das die Aufgeklärtesten sein. Anfänglich nur eine kleine Elite, dann aber mehr und mehr.

Was Synagoge und Kanzel betrifft, so ist Dr. Tänzers Allheilmittel recht einfach: Der wöchentliche Hauptgottesdienst am Sabbat soll nicht über eine Stunde dauern, einschließlich der Predigt. Die Predigt sei der Mittelpunkt des Gottesdienstes. Die Predigt soll nicht „geistreich" sein.

Hinsichtlich des Religionsunterrichts will Dr. Tänzer sorgfältige Vermeidung jeder Einzelheit, die nicht naturwissenschaftlich beglaubigt ist. In Zweifelsfällen hat wahrscheinlich die philosophische Fakultät zu entscheiden, oder, was nach Herrn Dr. Tänzer auf dasselbe hinausläuft: der moderne Rabbiner.

Das sind die Gedanken und Anregungen des Herrn Dr. Tänzer.

Man könnte bei ihrer Lektüre einen zweiten Wurmfortsatz kriegen, wenn nicht in der Heilwirkung des Lachens das Gegenmittel gleich mit dispensiert würde.

Das Wesen der jüdischen Toynbeehalle.

Rede, gehalten von Rektor Dr. Schwarz zur Eröffnung des vierten Vereinsjahres der jüdischen Toynbeehalle in Wien, am 31. Oktober 1903.

Gemeinnützige Institutionen haben zu ihrem Gedeihen so wie Pflanzen zwei Voraussetzungen: einen geeigneten Boden, in dem sie Wurzel fassen können, und warmes Sonnenlicht, auf daß sie zur Höhe emporwachsen. Die Toynbeehalle ist eine solche Institution. Daß Wien mit seiner großen jüdischen Bevölkerung für ein solches Unternehmen der geeignete Boden ist, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Aber ebenso fest steht es, daß sie unmöglich wachsen und gedeihen kann, wenn sie nicht in der Gunst der öffentlichen Meinung eine erwärmende Sonne findet.

Deshalb begrüße ich Sie freudig, denn Ihre Anwesenheit ist uns eine Bürgschaft dafür, daß Sie der Toynbeehalle ein wohlwollendes Interesse entgegenbringen, daß Sie um so geneigter sein dürften, unsere Bestrebungen zu fördern, je näher Sie das Wesen der Toynbeehalle kennen lernen.

Was sie in Wirklichkeit ist, könnte am beredtesten nur sie selber künden, so es ihr nicht an Raum gebräche, eine größere Anzahl von Gästen zu empfangen. Bis dahin ist sie darauf angewiesen, sich einen Dolmetsch zu bestellen; als solcher muß ich aber verzichten, die Sprache der unmittelbaren Anschauung zu vermitteln. — Um die Leistungen der Toynbeehalle in erschöpfender Weise zu schildern, müßte ich aufzählen, nicht was sie Gutes schafft, sondern wie viel Böses sie verhindert, wie sie ganz besonders an jenen Winterabenden, die den Leichtsinnigen um so gefährlicher werden können, als sie weder mit sich noch mit ihrer Zeit etwas anzufangen wissen, manchen, die, von der Not des Lebens zur Verzweiflung getrieben, sich selbst zu entfliehen drohen, zu Stab und Stütze, um nicht zu sagen zur Lebensretterin wird.

Wem braucht dabei gesagt zu werden, daß die Kunst des Arztes, der vorbeugt, weit höher zu bewerten ist als die, womit er die zum Ausbruch gekommene Krankheit zu verscheuchen sucht? Dabei darf nicht vergessen werden, daß moralische Krankheiten weit gefährlicher sind, weil sie mit ihrem größeren Ansteckungsstoff leicht in Epidemien ausarten.

Man könnte daher die Toynbeehalle als eine sozial bedeutungsvolle Institution bezeichnen, womit aber ihr Wesen nicht erschöpft ist, weil das fluktuierende Element einen immer mehr verschwindenden Bruchteil bildet. — Die Toynbeehalle hat eine gewaltige Anziehungskraft für alle, die sich bilden und veredeln wollen, sie übt aber eine Abstoßungskraft auf jeden aus, der sich unter guten Menschen nicht heimisch fühlt. — Die 300 bis 400 Personen, die während der Wintermonate allabendlich sich hier zusammenfinden, bilden eine große Familie, deren Glieder nach den Arbeiten und Mühen des Tages in diesem Raume Erholung und Erquickung, wissenschaftliche Belehrung und künstlerische Erbauung suchen und finden.

Bedenkt man weiter, daß die Toynbeehalle mit ihren mannigfaltigen Kursen vielen Lernbegierigen eine Fortbildungsschule ist, dann sagt man nicht zuviel, wenn man sie als Stätte geist- und gemütanregender Geselligkeit, aber auch wirklicher Volksbildung, wahrer Volksveredelung bezeichnet.

Doch damit habe ich Ihnen bei weitem nicht alles gesagt, was sie bietet und leistet. Ich will nur noch einen ihrer großen Vorzüge nennen: sie ist eine jüdische Toynbeehalle, jüdisch insofern, als sie sich zum Ziel gesetzt, jüdisches Selbstbewußtsein zu wecken und zu steigern. — Und wahrlich, in einer so tieftraurigen Zeit wie die unsere, in einer Zeit, da die feindseligsten Angriffe von außen mit der Fahnenflucht, dem Abfall im Innern sich verbinden, um die Felsenmauern des Judentums zu erschüttern, in einer solchen Zeit muß der Mangel jüdischen Bewußtseins aufs tiefste beklagt, aufs schmerz[illegible] empfunden werden. Gewiß haben die Katastrophen von Kischinew und Homel die jüdischen Gemüter aufgerüttelt, die jüdischen Herzen entflammt, die jüdischen Hände zum Geben weit geöffnet. Haben wir aber damit das unsrige getan?

Wenn wir an die vogelfrei erklärten Gemeinden in Rußland denken, können wir uns nicht verhehlen, daß die jüdische Volksseele unter diesen Todesstreichen noch lange nicht so sehr erzitterte, wie unter dem einen in Deutschland gegen sie geführten Hieb. — In Rußland wurden die Juden ausgeplündert von einer Schar, der eine gewisse Immunität zugesichert war. In Deutschland glaubte man das Judentum abschlachten, ausrauben zu können, indem man die sogenannte freie Wissenschaft ins Treffen schickte, um den jüdischen Monotheismus als entlehnt zu verlästern und zu brandmarken. Unter diesem einen Streich muß die jüdische Volksseele viel schmerzlicher zusammenzucken und aufschreien als unter den tausenden in Rußland gegen sie geführten Streichen. Denn die Greueltaten in Rußland, sie bleiben eine nicht bloß uns, sondern der ganzen gesitteten Menschheit zugefügte Schmach. Wenn auch die Mitwelt solchen Szenen gegenüber ruhig sich verhielt, wenn die sonst so redegewaltigen Führer des Jahrhunderts still blieben, so wird die Geschichte über diese Führer umso strenger zu Gericht sitzen. Doch der gegen den jüdischen Monotheismus in Deutschland gerichtete Angriff ist eine ausschließlich an das auserwählte Volk gerichtete Herausforderung zum Kampf auf Leben und Tod, eine Herausforderung, die wir annehmen müssen, so wir nicht selber unserm Volk eine weit größere Schmach als die von unseren Feinden uns zugefügte antun wollen.

Aber wie, so wird man fragen, kann man denn wissen-

schaftliche Fragen anders als wissenschaftlich behandeln, ist das nicht ein Kampf, den das Volk seinen Gelehrten überlassen muß? Nun, daß viele Weise und Kluge so sprechen und fragen, ist leider der traurigste Beweis dafür, daß das jüdische Selbstbewußtsein sehr tief gesunken ist.

Ob auch die Griechen so gesprochen und gefragt hätten, wenn es jemandem eingefallen wäre, das hellenische Schönheitsideal als entlehnt zu bezeichnen, weil er etwa für diese Behauptung eine Stütze in den Hieroglyphen gefunden zu haben vermeinte? Es hätte nicht ein einziger Grieche diese Frage als eine wissenschaftliche angesehen, weil es zum Wesen des Griechen gehörte, das hellenische Schönheitsideal als Urbesitz des griechischen Volkes hochzuhalten.

Verhält es sich anders mit dem jüdischen Monotheismus? Haben die Babylonier, bei denen vorgeblich der biblische Gottesname vorkommen soll, Propheten hervorgebracht? Gibt es ein Volk in der alten Welt, bei dem auch nur Ansätze zu einer monotheistischen Literatur vorhanden sind?

Wir verdanken unsere wahre und klare Gotteserkenntnis nicht der Offenbarung am Sinai, nicht dem Gesetzgeber Moses, sondern einzig und allein unserem Stammvater, dem Patriarchen Abraham. Ob dieser aus seiner eigenen Denkerkraft heraus oder durch Anregung von außen den einen einzigen Gott als Schöpfer des Himmels und der Erde erkannte, ist ganz gleichgiltig angesichts der weltgeschichtlichen Tatsache, daß seine Nachkommen erst, nachdem sie zu einem Volke geworden waren, der Lehre von dem einen Gotte Eingang in die heidnische Welt verschafften. Der monotheistische Gedanke mußte zuerst im Leben eines ganzen Volkes Verkörperung und Ausgestaltung finden, bevor die Verheißung in Erfüllung ging, daß der Patriarch zum Segen der Völker werde. Der Monotheismus mußte zuerst zu einer Volksreligion werden, bevor er dem Polytheismus mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten konnte. Für den Gang der Weltgeschichte, für die Entwicklung des Menschengeschlechtes konnte es völlig belanglos bleiben, bei welcher einzelnen Person der erste Keim des monotheistischen Gedankens entstand. Denn es kommt einzig und allein darauf an, nicht bei sondern in welchem Volke dieser monotheistische Keim zum mächtigen Baume emporwuchs.

Wir Juden sind gewiß stolz auf unsere Urahnen, aber wir verhehlen uns nicht einen Augenblick, daß wir im geistigen Sinne des Wortes erst als Volk die Kinder Abrahams genannt werden können. Was uns zum auserwählten Volke macht, das ist die von unserem Urahn ererbte geistige Veranlagung, die es ermöglichte, daß der monotheistische Gedanke in uns als Volk zur herrlichsten Blüte gelangte. Das auserwählte Volk — und das sind und bleiben wir, nicht von der Völker und Fürsten, sondern von Gottes Gnaden — würde tatsächlich von seinem Nimbus nicht das allergeringste verlieren, wenn es sich in Wirklichkeit herausstellen sollte, daß der von dem Patriarchen in den Geist seiner Nachkommen eingesenkte Keim des Monotheismus babylonischer Provenienz sei. Wer würde denn daran zu zweifeln wagen, daß die Zeder den Libanon zur Heimat hat, auch wenn der Nachweis geführt werden könnte, daß der Keim, aus dem die Zeder emporgewachsen, vor vier- oder fünftausend Jahren am Euphrat vorhanden war? Das müßte ja vielmehr jedem Denkenden als Beweis gelten, daß der Boden des Euphratlandes für alles andere eher als für die Zeder geeignet war, daß in diesem Boden die Zeder unmöglich gedeihen konnte.

Alle jene, die die beiden Worte „Bibel, Babel" zusammenkoppeln, um die Bibel zugunsten Babels zu entwerten, vergessen das eine, daß die Bibel die herrlichste Blüte des jüdischen Monotheismus ist, jenes Riesenbaumes, der heute noch in uns als Volk seine tiefsten Wurzeln hat, jenes Riesenbaumes, der mit seinen weitverzweigten Aesten die ganze gesittete Welt beschattet, daß Babel dagegen eine Gräberstätte ist; ein Land, wo schon vor zweitausend Jahren alles in Scherben ging, ein Boden, in welchem der Keim des monotheistischen Erkennens niemals hätte Wurzel fassen, niemals zu einem noch so kleinen Baume hätte emporwachsen können.

Ich sage absichtlich, mit besonderem Nachdrucke: des monotheistischen Erkennens, denn es ist ein leider vielfach verbreiteter Irrtum, daß wir Juden die Idee des einzig-einigen Gottes der Offenbarung am Sinai verdanken. Das gerade Gegenteil ist wahr. Es ist ein völlig unjüdischer, ein heidnischer Gedanke, daß Gott, unser Gott, jemals einem Weibgeborenen sich geoffenbart hätte, ohne daß dieser Offenbarung die Erkenntnis des höchsten Wesens vorausgegangen war. — Erst nachdem Abraham den einzig-einigen Gott als Schöpfer des Himmels und der Erde erkannt hatte, erst da vernahm er die Stimme Gottes; erst nachdem er vom Dasein eines die Welt regierenden Gottes auf das Unerschütterlichste überzeugt war, erging an ihn der Ruf, seine Sendung anzutreten. Am Sinai hat Gott nicht sich, nicht sein Dasein, sondern bloß seinen heiligen Willen, sein Sittengesetz uns und durch uns der ganzen Welt geoffenbart. Es ist darum eine Entstellung, eine Verdrehung der Tatsachen, wenn man immer wieder gegen besseres Wissen behauptet, wir Juden müßten unseren Monotheismus als ein durch die sinaitische Offenbarung vermitteltes Gnadengeschenk Gottes betrachten.

Diese Verdrehung müssen wir mit aller Macht bekämpfen, und das können wir nicht wirksamer, als indem wir unser Volkstum hegen und pflegen, das jüdische Bewußtsein überall, wo es durch Betäubung von außen oder durch Erschlaffung im Innern eingeschlummert ist, aus seinem tiefen Schlafe erwecken. Der Behauptung, unser jüdischer Monotheismus sei entlehnt oder erborgt, dürfen wir nicht bloß durch unsere Gelehrten, Rabbiner, Philologen, Orientalisten, der müssen wir Juden als Gesamtheit, als Volk, entgegentreten, wir müssen der Welt zeigen, daß das Judentum nicht gesonnen ist, sich totschlagen oder ausplündern zu lassen. Die Bibel freilich gehört, dank dem Himmel, der ganzen Welt, aber der Autor dieser Bibel, der sind wir, das jüdische Volk. Dieses Autorrecht lassen wir uns von niemandem antasten und rauben.

Die Erweckung des jüdischen Bewußtseins besteht aber darin, daß wir die Zusammengehörigkeit aller auf dem Erdenrund lebenden Juden mit dem größten Nachdruck betonen. Es muß doch endlich einmal gebrochen werden mit der Selbsttäuschung, mit dem Selbstbetrug, als wären wir bloß jüdische Oesterreicher, jüdische Ungarn, Deutsche, Franzosen, Russen. Nein. Wir sind unbeschadet unseres stets bewährten Patriotismus, österreichische, englische, meinetwegen russische Juden — wir sind Juden und als solche ein Volk, wir sind das Volk der Bibel, das Volk, dem die Welt die Bibel und mit ihr den Monotheismus verdankt.

Verbindet uns aber einmal diese feste, unerschütterliche Ueberzeugung, dann wird das jüdische Bewußtsein allmählich in ein stolzbescheidenes oder, wenn sie so wollen, bescheidenstolzes jüdisches Selbstbewußtsein sich umwandeln, dann werden unsere Feinde nach und nach erkennen, daß es eine babylonische Verwirrung gewesen, von Bibel und Babel in einem Atemzug zu reden, denn sie werden zur Einsicht gelangen, daß wir noch immer das sind, was wir vor Jahrtausenden schon gewesen, das klassische Volk der Religion, das Volk der monotheistischen Erkenntnis.

Dieses Bewußtsein ist aber nirgends eine größere, gebieterischere Notwendigkeit als bei den untersten Volksschichten. Die Gesundung des jüdischen Volksorganismus muß aus dem tiefsten Innern sich vollziehen, auch da dürfen wir nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben bauen. Deshalb betrachte ich den spezifisch-jüdischen Charakter unserer Toynbeehalle als deren allergrößten Vorzug.

Diesen Charakter wollen wir ihr nicht nur in diesem Vereinsjahr, sondern in allen kommenden Jahren erhalten, dann wird sie eine Stätte der Verbrüderung aller Volksschichten, aller Klassen sein, aber auch eine Pflegestätte jüdischen Volksbewußtseins, jüdischen Selbstbewußtseins bilden.

Als solche Pflegestätte empfehle ich die Toynbeehalle Ihrer Gunst und Ihrem Wohlwollen.

Vergessen Sie das Eine nicht: die Toynbeehalle bedarf des Sonnenlichts und der Sonnenwärme, um zu wachsen und zu gedeihen. Vergessen Sie aber auch das andere nicht: das Judentum; das jüdische Volk bedarf solcher Hallen, solcher Pflegestätten, um wieder zu gesunden und zu erstarken.

Literarisches.

Rabb. Dr. Heppners jüd. liter. Abreiß-Kalender 1904/5664/65 Verlag von Israel Tuch in Koschmin. Preis 75 Pfg.

Man braucht kein Freund von Reformen oder der modernen Richtung zu sein, um an einer Neuerung und Anpassung Freude zu haben, die eine überlieferte Erscheinung im jüdischen Hauswesen in das landesübliche Gewand kleidet. Selbst der strenge Anhänger des unveränderlich Alten darf und wird die Verjüngung des „Luach" zum „Abreißkalender" willkommen heißen. So traulich der alte „Luach" war, in so freundlicher Erinnerung er uns von den Jugendtagen her ist, wenn es galt, zu sorglicher Berechnung den Termin eines Feiertags oder eines ernsten Gedenktags festzustellen oder zu froher Erwartung die Frist bis zu einem bevorstehenden Geburtstag abzumessen, oder die Antwort auf kalendarisch-religiöse Fragen zu suchen — der Abreißkalender ist uns doch handlicher; und sogar traulicher noch als der von ihm verdrängte Genosse wird er uns, wenn wir zu unserer Ueberraschung finden, daß der sonst so profane Geselle uns weihevoll begrüßt, nicht bloß bei seltenen, besonderen Anlässen, vielmehr Tag für Tag. Daß er der stetig wiederkehrenden religiösen Jahresstationen treu gedenkt, ist selbstverständlich. Daß er den großen Toten unserer Gemeinschaft Erinnerungsworte widmet, ist eine erfreuliche und erbauende Beigabe. Daß er freigebig auch Lebenden Lorbeer spendet, wird wenigstens diese nicht verdrießen. Nicht minder anzuerkennen sind die Sprüche, die in kluger Auswahl eingestreut sind, zu Schmuck und Lehre, zu Erbauung und Unterhaltung. Der Heppnersche Abreißkalender gehört ins jüdische Haus, dessen Freund und Berater er ist.

Die Politik.

(Antisemitismus und Forschung.) Die gegenwärtig in Wien sich breit machende Verquickung von Antisemitismus mit dem Treiben der Antivivisektionisten wurde bereits von Dubois-Reymond in seinem 1882 in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag „über die wissenschaftlichen Zustände der Gegenwart" mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Wurden wir nicht Zeugen einer Bewegung, deren Schmach wir bei uns für so unmöglich hielten wie Folter, Hexenprozesse und Menschenhandel? Dabei unterfängt sich sentimentale Ignoranz, deren Treiben sich von verleumderischer Angeberei und sträflichem Hetzen in seiner Wirkung nicht unterscheidet, wissenschaftliche Untersuchungsmethoden als frevelhaft zu brandmarken, welche schon Robert Hook und der gottesfürchtige Haller unbedenklich übten." In seinem Aufsatz „der physiologische Unterricht sonst und jetzt" hält Dubois-Reymond den Gegnern der Vivisektion das Wort Karl Vogts entgegen! „Für die geretteten Hundeleben werdet ihr mit Menschenleben, für die den Kaninchen und Fröschen ersparten Schmerzen mit menschlichen Leiden bezahlen." Darüber — sagte der große Berliner Physiolog — ob überhaupt Vivisektionen zu wissenschaftlichen Zwecken erlaubt seien, ist Schlagenderes meines Erachtens nicht gesagt worden, als in dieser Warnung, deren Triftigkeit nur Ignoranten bestreiten."

Es wäre mehr als seltsam gewesen, wenn nicht die „Kreuzzeitung" den Wiener Brüdern vom Obskurantismus beigesprungen wäre. Sie tut ihre antisemitische Bundespflicht in ausgiebiger Weise, indem sie schreibt:

„Im niederösterreichischen Landtage hat die Frage der Tierversuche oder der Vivisektion zu äußerst heftigen Auseinandersetzungen geführt, auf deren Einzelheiten wir aber nicht eingehen, weil es sich dabei auf der einen wie auf der anderen Seite nur um Wiederholung längst bekannter Sätze und Behauptungen gehandelt und, der Natur der Sache nach, hat handeln können. Bei alledem geziemt es sich wohl, auch in diesem Zusammenhang wieder einmal daran zu erinnern, wie wenig die sog. „humanitären" Grundsätze des Liberalismus Stand halten, wenn und wo seine Sonderinteressen in Frage kommen. Daß die Gegner in diesem Falle, vornehmlich die Christlich-Sozialen die entsetzliche Grausamkeit der Tierversuche, d. h. die systematische Folterung lebender Wesen, selbst dann nicht gutheißen möchten, wenn sie den Fortschritt der Wissenschaft zu fördern geeignet sind oder sein sollen — setzt ihn förmlich in Wut, und zahllose Judenblätter fallen in der Sprache der Gosse über diejenigen her, die sich dieser heidnischen Ueberhebung des Wissens über die Pflichten der Barmherzigkeit widersetzen, und überschütten die „Dunkelmänner" mit einem Spott, der nirgends weniger angebracht wäre, als gerade hier, und überdies in der lächerlichsten Weise entgleist — so z. B. wenn er die Jagd mit den Tierversuchen auf eine Stufe stellt.

Ja, das ist lächerlich, und doch wieder gar nicht zum Lachen, wenn man sieht, wie vergeblich alle Bestrebungen sind, die auf diesem Gebiet Abhülfe schaffen möchten. Schon heute kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Beschluß des niederösterreichischen Landtages, der sich gegen die wissenschaftlichen Tierversuche wendet, praktisch so gut wie ergebnislos bleiben wird, wenn die dadurch hervorgerufene Erregung auch noch lange fortzittern mag. Vor dem Nimbus der Wissenschaft und ihren „unabweisbaren Forderungen" beugt sich alles, was auf Einfluß und Stellung Anspruch macht. Am letzten Ende wenigstens wagt niemand ernstlich zu widersprechen und seine abweichende Meinung durch die Tat geltend zu machen. So haben auch die zuständigen Behörden die beruhigendsten Erklärungen abgegeben, und feierlich versichert, daß das „Recht der Wissenschaft" nicht angetastet werden solle.

Dennoch halten wir das Vorgehen der „Christlich-Sozialen" im niederösterreichischen Landtag keineswegs für überflüssig und zwecklos — wie überhaupt nichts überflüssig und zwecklos ist, wenn es gilt, eine Menschen- und Christenpflicht zu erfüllen, und zugleich die Heuchelei derer zu entlarven, die sich, wo es nichts kostet, als die Vertreter echter Menschlichkeit aufzuspielen pflegen —; besonders wenn irgendwo einem Juden auf die Füße

getreten wird, dann geht ohrenzerreißendes Geschrei über die ganze Erde; für die schrecklichsten Leiden der stummen geduldigen Kreatur aber hat man keine Teilnahme, keinen mitleidigen Blick.

Wir halten den einzelnen Vertreter dieses Standpunkts darum an und für sich nicht für schlechter als andere Leute. Wie innerlich verhärtend aller Fanatismus, auch der wissenschaftliche, wirkt, das laßt sich nirgends so deutlich beobachten, als gerade hier."

Die Predigt für die „stumme geduldige Kreatur", die auf dem Seziertisch leidet, unter gleichzeitiger Verteidigung der Hetzjagd läßt an Heuchelei alle üblichen Leistungen auf diesem Gebiet hinter sich zurück. Die Berufung auf „Menschen- und Christenpflicht" bei solchem Anlaß ist geradezu blasphemisch. Sehr hübsch macht sich die unbewußte Anerkennung, daß die Wissenschaft ein „Sonderinteresse" des Liberalismus darstellt.

* * *

(Richtigstellung.) Die Meldung, daß in Warschau bei einem Zusammenstoß mit der Gendarmerie, der aus Anlaß der Rekrutenaushebung stattgefunden habe, vierzig Personen, darunter mehrere tödlich, verwundet worden seien, ist unrichtig. Der Sachverhalt ist, wie aus Warschau berichtet wird, folgender: Am 31. Oktober sammelte sich vor dem Gebäude der mit der Rekrutenaushebung beauftragten Behörde eine Volksmenge an, die teilweise aus Wehrpflichtigen, teilweise aus Neugierigen bestand und in der Juden die Mehrzahl bildeten. Es kam zu einem Straßenkrawall; als die Polizei einschritt, leistete die Menge Widerstand; vier Verhaftungen wurden vorgenommen, dagegen wurde Niemand verwundet.

* * *

(Das italienische Ministerium.) Mit dem italienischen Ministerium Zanardelli ist auch der jüdische Kriegsminister General Ottolenghi aus dem Staatsdienst geschieden. Das neue Ministerium Giolitti hat zwei jüdische Minister, den Eisenbahnminister, der zum ersten Mal ein Portefeuille erhalten, und den Schatzsekretär Signor Luigi Luzzatti, der schon zwei Mal dasselbe Amt in ausgezeichneter Weise verwaltet hat. Signor Luzzatti hat einen großen Ruf als Nationalökonom; die in den letzten Jahren in der italienischen Finanzverwaltung eingeführten Verbesserungen sind sein Werk. Er hat wiederholt im Auftrag seiner Regierung wichtige und schwierige internationale Verhandlungen geführt, war einer der Delegierten, die den Handelsvertrag mit Frankreich zu leiten hatten, und hat nach dessen Erledigung vom Präsidenten Loubet das Großkreuz der Ehrenlegion und sein mit liebenswürdigster Widmung versehenes Portrait erhalten. Als König Viktor Emanuel 1901 den „Orden der Arbeit" stiftete, hat Luzzatti als Erster diesen Orden bekommen in Anerkennung seiner wertvollen Verdienste um das Zustandekommen und die Entwickelung der korporativen Gesellschaften, der landwirtschaftlichen Kreditbanken und anderer Anstalten, die den Zweck haben, den Landwirten in der Aufbesserung ihres Bodens und in ihrer Befreiung aus Wuchererhänden beizustehen. In politischen Fragen gehört Luzzatti der Rechten an.

* * *

(Die Vorgänge von Homel.) Die „Petite Republique" vom 5. November bringt folgende Mitteilung ihres russischen Korrespondenten: In der Nummer vom 5. September erzählte zum Beispiel der russische amtliche „Regierungsbote" von einem Sergeanten der 6ten Kompagnie des Infanterie-Reg. Abasia, der im Augenblick, da er einen Juden habe packen wollen, von diesem einen Messerstich erhalten habe. Nun ist aber festgestellt worden, daß der genannte Unteroffizier gerade an dem Tag seiner angeblichen Verwundung Wachtdienst in der Kaserne verrichtete und also nicht ausgehen konnte. Die Militärbehörden haben überhaupt gegenüber den unwahren Angaben der Zivilbehörden konstatiert, daß kein Soldat verwundet worden.

* * *

(Die Kischinewer Anklageschrift.) Die russische Zeitschrift „Osvoboshdenje" veröffentlicht den Text der Anklageschrift über die Kischinewer Massakres. Zugleich bringt sie einen Abdruck des offiziellen Kommuniqués des Ministers des Inneren, das bald nach den Krawallen der gesamten Presse zugestellt worden war — damit man ersehen könne, wie schlecht der russische Minister unterrichtet war. In der Tat sind so gut wie alle wesentlichen Angaben der ministeriellen Auslassung durch die gerichtliche Untersuchung widerlegt worden.

Als Hauptursache der judenfeindlichen Bewegung erwähnt die Anklageschrift auf Grund zahlreicher Zeugenaussagen die gewissenlose Hetze der antisemitischen Zeitung „Bessarabetz". Davon wußte der Minister angeblich nichts. Ihm war berichtet worden, die jüdische Ausbeutung hätte die Bevölkerung Bessarabiens gegen die Juden aufgebracht. Nun stellt sich aber heraus, daß die Exzesse der Räuber garnicht von der einheimischen moldauischen Bevölkerung, sondern hauptsächlich von russischen Arbeitern aus anderen Provinzen begangen worden sind, die nur zeitweilig in Kischinew verweilen.

Unter Anklage stehen zunächst nur sieben Exzedenten, die die erste Gruppe bilden. Ihre Namen sind folgende: Mirtschin, Morosuk, Kolesnitschenko, Grschegorzewski, Tschernewsky, Rotatsch, Pilin. Nur der erste Name ist moldauisch, die übrigen sind russisch, kleinrussisch oder polnisch. Es scheint beinahe, daß die Russen und Polen nur nach Kischinew gekommen sind, um die moldauische Bevölkerung vom „jüdischen Joch" zu befreien . . .

Die ministerielle Darstellung behauptete ferner, die Exzedenten wären von den Juden provoziert worden, sowohl am ersten wie am zweiten Krawalltag. Die Untersuchung hat keine Bestätigung dafür ergeben. Die Zahl der zerstörten Häuser ist doppelt so groß, als im ministeriellen Kommuniqué angegeben war. Im ganzen sind nach der Anklageschrift 500 jüdische Läden und 1350 jüdische Häuser geplündert worden, „ungefähr der dritte Teil der ganzen Stadt", wie ausdrücklich bemerkt wird, das heißt, so gut wie alle jüdischen Häuser innerhalb der Stadt. Die christlichen Häuser blieben alle unversehrt; die Anklageschrift führt kein einziges Beispiel eines zerstörten christlichen Hauses an. Man sieht, daß es in der Tat eine sehr „saubere Arbeit" war; die Polizei war ja bekanntlich die ganze Zeit zur Verfügung der Exzedenten, um Auskunft darüber zu geben, wo ein christliches und wo ein jüdisches Haus war. . . . Ueber das Verhalten der Polizei äußert sich die Anklageschrift wörtlich wie folgt:

„Wegen der Unbeholfenheit der Polizei, die ohne geeignete Leitung war, wurden alle diese Exzesse straflos verübt, was natürlich die Exzedenten noch mehr ermuntert und angestachelt hat." „Die niederen Polizeibeamten waren in den meisten Fällen stumme Zuschauer der Krawalle." „Das Ausbleiben energischer Maßregeln seitens der Polizei zur Beendigung der Unruhen hat von neuem das Gerücht verbreitet, die Regierung hätte ihre Bewilligung dazu erteilt, daß die Juden überfallen werden, da sie Vaterlandsfeinde seien. Die Exzedenten, ermuntert durch ihre Erfolge und ihre Straflosigkeit, aufgeregt durch den Wein, den sie im Ueberfluß den geplünderten Weinkneipen und Weinkellern entnommen hatten,

haben mit besonderer Befriedigung dieses Gerücht aufgenommen, das rasch die ganze Masse der Exzedenten durchlief und ihr neue Energie und den Glauben an die Rechtmäßigkeit ihrer Handlungen einflößte; die Zerstörung jüdischer Wohnungen und jüdischen Vermögens hat dadurch einen ganz anderen Umfang angenommen und sich immer weiter ausgebreitet."

Damit stellt auch die Justizbehörde auf Grund einer eingehenden Untersuchung fest, daß die Polizei die Verantwortung trägt für die Vorkommnisse und für die großen Verluste an Leben und Vermögen. Dabei sind die Kischinewer Untersuchungsrichter über jeden Verdacht erhaben, judenfreundliche Anwandlungen zu besitzen; im Gegenteil, viele von ihnen sind bekannt als rechtgläubige Antisemiten, als Freunde und Mitarbeiter des Herrn Kruschewan, des Redakteurs des „Bessarabetz". Aber Vorfälle, die sich am hellichten Tag vor Tausenden von Zuschauern abgespielt haben, lassen sich nicht ableugnen, ebensowenig wie umgekehrt Behauptungen, die kein Mensch bezeugen kann, sich aufrecht erhalten lassen, selbst wenn sie in einem offiziellen Kommuniqué eines mächtigen Ministers wiedergegeben sind. Man kann sicher sein, daß die Kischinewer Justizbehörden alles getan haben, was möglich war, um die Polizei möglichst wenig bloßzustellen; was wir nun aus der Anklageschrift erfahren, ist daher zweifelsohne nur ein kleiner Teil davon, was sich die Polizei hat zu schulden kommen lassen. Charakteristisch für die Zuverlässigkeit der russischen offiziellen Berichterstattung ist, daß nicht einmal die Zahl der zerstörten Häuser im offiziellen Kommuniqué richtig angegeben war: 700 statt 1350, wie die Anklageschrift feststellt; als ob die Kischinewer Polizei nicht einmal richtig zählen könnte, während man doch weiß, daß sie im Rechnen sehr stark ist. . .

Die Zahl der bei den Exzessen ermordeten Juden beträgt nach der Anklageschrift 40; von den Christen sind zwei getötet worden, davon einer (Ostakow) durch einen Schuß, den sich wehrende Juden auf ihre Angreifer abgefeuert hatten; der zweite Christ (Solowjew) ist von seinen christlichen Kameraden ermordet worden. Der Jude, durch dessen Schuß Ostakow getroffen war, befindet sich unter den Toten.

* * *

(Das heilige Moskau.) Die „Libauer Zeitung" berichtet: „Der Ausflug der Zöglinge der Libauer Handelsschule nach Moskau hat leider ein sehr plötzliches und wenig befriedigendes Ende gefunden. Nach zweitägigem Aufenthalt in der alten Zarenstadt wurde dem die Schüler begleitenden Direktor der Schule, Herrn Dobrosrakow, von dem Oberpolizeimeister von Moskau mitgeteilt, daß die an dem Ausfluge teilnehmenden Schüler mosaischer Religion auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen, die Hebräern den Aufenthalt in den Hauptstädten untersagen, sofort die Stadt verlassen müßten. Da die christlichen Schüler ihre Kameraden mosaischer Konfession — die sich in recht beträchtlicher Zahl an dem Ausfluge beteiligt hatten — nicht im Stich lassen wollten, wurde die gemeinsame Rückfahrt angetreten." — Das heilige Moskau aber ist wieder einmal gerettet und von unheiliger Gegenwart befreit worden. Es soll allerdings noch Unheiligere geben. In Moskau leben rechtgläubige Leute, von denen der Ruf sagt, daß der Suff ihre höchste Tugend und noch weitaus die beste Seite ihres Charakters sei.

Wochen-Chronik.

Wochen-	November 1903	Cheschwan / Kislew 5664	Kalender.
Freitag . . .	13	23	Sabb. Anf. 4,11.
Sabbat . . .	14	24	חיי שרה (Neumondsweihe) Sabb. Ausg. 5,1.
Sonntag . . .	15	25	
Montag . . .	16	26	
Dienstag. . .	17	27	
Mittwoch. . .	18	28	
Donnerstag . .	19	29	ער"ח
Freitag . . .	20	1	ר"ח Sabb. Anf. 4,3.
Sabbat . . .	21	2	תולדת Sabb. Ausg. 4,53.

Berlin, 8. November. (Jüdisches Lehrerseminar.) Auf die Vorstellung des Redakteurs Klausner hat der Reichsstaatssekretär des Innern Graf Posadowsky dem jüdischen Lehrerseminar in Berlin die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen für den einjährig-freiwilligen Militärdienst zuerkannt. Diese Entscheidung wird demnächst im Zentralblatt für das Deutsche Reich veröffentlicht werden.

Berlin, 9. November. (Die Wahlen zur akademischen Lesehalle.) Drei Alte Herren des Vereins Deutscher Studenten erlassen anläßlich der Wahlen zur akademischen Lesehalle folgenden Aufruf:

„Deutschnationale Kommilitonen!

Die Wahlen zur Akademischen Lesehalle stehen bevor!

Der Studentenschaft ist der öffentliche Kampf durch die Universitätsbehörden verboten worden. Deshalb treten wir, ehemalige Studenten der Berliner Universität, auch dieses Mal an Euch heran und fordern Euch auf, Mitglieder der Lesehalle zu werden und mitzuwirken für die Wahl deutschnationaler Kommilitonen.

Zwei Jahrzehnte sind nunmehr ins Land gegangen, seitdem zum erstenmal das Judentum aus seiner vorherrschenden Stellung aus den studentischen Vertretungen beseitigt wurde, aber Jahr für Jahr erneuert es, nicht immer ohne Erfolg, seinen Ansturm gegen die nationale Mehrheit in der Lesehalle.

Jüdische Unduldsamkeit ist es gewesen, die s. Zt. den ersten Anstoß zu diesen Kämpfen gab, indem sie die antisemitischen Zeitungen aus der Lesehalle zu verbannen suchte.

Mann für Mann erscheinen heute die Zionisten und Nationaljuden, die Reformjuden der freien wissenschaftlichen Vereinigung, die sozialistischen Juden, unterstützt von Polen und allen denjenigen ausländischen Elementen, mit denen sie entweder die Internationalität oder doch der Haß gegen deutsch-germanische Art einigt, an der Wahlurne.

Wir Deutsch-Nationalen, ob Korporationsstudenten oder Finken, sind den Anstrengungen unserer Gegner niemals auch nur in annähernd gleichem Maße gefolgt.

In der großen Mehrzahl unserer Korporationen haben wir zwar den Ausschluß der Juden durchgeführt, aber nur ein kleiner Prozentsatz dieser Verbindungen und Vereine hat sich bisher dazu entschlossen, den jüdisch-sozialistischen Bestrebungen auch in der studentischen Oeffentlichkeit entgegenzutreten.

Auch Ihr Kommilitonen, die Ihr keiner Organisation angehört, steht nicht untätig beiseite, wenn es gilt, der Akademischen Lesehalle ihren nationalen Charakter zu wahren. Tretet ein für die Wahl derjenigen nicht inkorporierten Studenten, die als die Vertreter Eurer speziellen Interessen auf der Liste der nationalen Parteien stehen. Laßt uns, ob Korporationsstudenten oder Finken,

alle kleinlichen Gegensätze beiseite schieben und nur hochhalten das gemeinsame nationale Panier, das Banner der deutsch-germanischen Studentenschaft.

Prüft die Verhältnisse an unserer Universität, besonders auch in den Kliniken, und fragt Euch, ob in dem Wort Professor Paulsens:

„Es kann keine europäische Nationalität gleichgiltig dabei bleiben, wenn die jüdische Bevölkerung allmählich zur herrschenden Bevölkerung wird, wenn sie, gestützt auf Besitz und ermöglichte Schulbildung, mehr und mehr die leitenden Stellen in der gesellschaftlichen, geistigen und staatlichen Welt in ihre Hände bringt",

nicht auch für uns Deutsche Studenten eine beherzigenswerte Mahnung steckt Laßt das alte Wort:

Hie deutschnational — Hie jüdisch-international

auch diesmal der Kampfruf sein, an dem sich die Geister scheiden."

Hoffentlich treten die jüdischen Studenten geschlossen zur Wahl an.

Berlin, 8. November. (Die Enzyklopädie der Analphabeten.) Der 6. Baseler Kongreß hat, wie man weiß, die Herausgabe einer hebräischen Enzyklopädie gutgeheißen, zu deren Redakteur neben dem sprachkundigen U. Sokolow aus Warschau Herr Berthold Feiwel bestimmt wurde, der sich auch fest vornahm, zur Erlangung der vollständigen Qualifikation hebräisch lesen zu lernen. Nachdem die Zionisten in so glänzender Weise die Enzyklopädie mit einer Redaktion ausgestattet hatten, überließen sie Herrn Sokolow, sich anderwärts nach den nötigen Geldmitteln umzutun. Er kam nach Berlin, gewann die Teilnahme des Protektors für alles, Herrn Professor Leopold Landau, und dieser lud auf heute zu sich, was in Berlin zionistisch angekränkelt ist oder sonst durch völlige Unkenntnis des Hebräischen sich zum Beirat bei Herstellung einer hebräischen Enzyklopädie empfiehlt. Den beiden Gruppen gehörten die Herren — wir mischen ein wenig — Professor Philippson, Dr. Hirsch Hildesheimer, Prof. Baginsky, Prof. Landau, Dr. Franz Oppenheimer, Dr. Nossig, Prof. Warburg, Dr. Preuß, Justizrat Dr. Heinrich Meyer Cohn u. a. m. an. Diese bilden den „Beirat". Wenn sie recht fleißig sind, wird die Mehrzahl von ihnen in nicht zu langer Zeit dahin gelangen, die hebräischen Charaktere von einander unterscheiden zu können. — Es ist geradezu ein öffentlicher Skandal, daß sich in Berlin ganz unbescholtene Männer zu einer Komödie bereit finden, die unwürdig genannt werden muß. Absolute Ignoranten auf hebräischem Gebiet lassen sich ohne Erröten zum „Beirat" für ein Werk ernennen, das gründliche hebräische Gelehrsamkeit zur Voraussetzung hat. Natürlich haben diese Zionsgelehrten auch nicht einen Berliner Rabbiner zugezogen!

Berlin, 11. November. (Reklame-Wohltätigkeit.) Es ist in neuerer Zeit Brauch geworden — von dem der Brauch mehr ehrt als die Befolgung — bei Aufrufen für wohltätige Veranstaltungen nicht durch die Verständigkeit des Zwecks und durch andere sachliche Argumente, sondern durch die Menge der Unterschriften auf das „wohltätige" Publikum zu wirken. Selbstverständlich zeigt sich bei einer solchen Uebung die Neigung zu überbietender Steigerung. Vor einem Jahr wies ein jüdischer Verein als auf ein Zeichen seiner Beliebtheit auf die nahezu 200 Unterschriften hin, die sein Aufruf gefunden; kurz darauf versendete ein Herr L. einen (interkonfessionellen) Aufruf mit nahezu 300 Unterschriften. Augenblicklich dürfte den Rekord ein interkonfessioneller Aufruf, veranstaltet durch Frau C. G., halten. Seine mehr als 750 Unterschriften nehmen sieben volle Druckseiten ein — und dieser Aufruf wird versendet — mit dem Ersuchen, ihm die Unterschrift beizufügen! Es wäre wünschenswert, daß wenigstens in der jüdischen Wohltätigkeitspflege mit dieser Sitte gebrochen wird. Sie bedeutet ein stillschweigendes Eingeständnis, daß man zu den Mitteln geschäftlicher Konkurrenz greift, um bei dem Nebeneinanderbestehen so vieler jüdischer Vereine die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Derartige Aufrufe erfordern Arbeit und Kosten und können nicht durch Vereine geleistet werden, bei denen lediglich im Ehrenamt gearbeitet wird. Sie führen daher schließlich dahin, daß mehr und mehr die Tätigkeit im Ehrenamt durch die der bezahlten Sekretariate ersetzt wird. Diesen Sekretariaten, die nicht durch anderweitige bürgerliche Beschäftigung in Anspruch genommen sind und daher genügende Muße besitzen, wird es niemals schwerfallen, von einer großen Anzahl wohlmeinender oder eitler Honoratioren die Unterschriften zu beschaffen und dadurch auf die Gedankenlosen zu wirken. Dazu kommt, daß am letzten Ende die Unterzeichner sich einbilden, sie hätten durch ihre Unterschrift, deren Veröffentlichung ihnen schmeichelt, schon etwas geleistet. Ein Beispiel hierfür liegt uns eben vor: Die bekannten Berufsretter haben einen mit zahlreichen Unterschriften versehenen Aufruf erlassen, der zu Beiträgen für ein in Jerusalem zu errichtendes Institut auffordert. Der Aufruf schildert die Dringlichkeit und Nützlichkeit der empfohlenen Sache mit beweglichen Worten. Die Unterzeichner aber haben es bei der Unterzeichnung bewenden lassen, gezeichnet haben sie keinen Pfennig. Es ist nicht selten, daß Vereinsaufrufe von Personen unterschrieben werden, die gar nicht Mitglieder des betreffenden Vereins sind. So wird die Wohltätigkeit zu einem Markt der Eitelkeiten, und der Zweck selbst wird in doppeltem Sinn vereitelt.

Posen, 7. November. (Ein Jugendbildner.) Ein hiesiger städtischer Lehrer ist des Amtes enthoben worden. Er hat sich antisemitischer Bestrebungen schuldig gemacht. Die von ihm getanen Aeußerungen sind im Geschichtsunterricht gefallen. — Anderwärts hat man der antisemitischen Pädagogie gegenüber sich toleranter gezeigt. Vielleicht hat der Fall Dippold zu vorbeugender Strenge veranlaßt.

München, 8. November. (Strafrechtliche Verfolgung antisemitischer Postkarten.) Die von einem hiesigen „Atelier für Kunst und Kunstgewerbe" angebotene Ansichtspostkarte, auf der angeblich nach einem Altargemälde ein Ritualmord dargestellt wird, wurde ebenso wie das betreffende Zirkular auf Antrag der Münchener Polizeidirektion von der hiesigen Staatsanwaltschaft und dem zuständigen Gericht mit Beschlag belegt und gegen den Verleger auf Grund des § 166 St.-G.-B. für das Deutsche Reich (Religionsvergehen) das Strafverfahren eingeleitet.

Paris, 7. November. (Die Tätigkeit der Alliance für Homel.) Die Alliance Israélite Universelle hat ihr Petersburger Komitee, das noch über beträchtliche Summen verfügt, ermächtigt und ersucht, für die Opfer von Homel jeden erforderlichen Betrag auszulegen.

Paris, 8. November. (Alliance Israélite.) Die Leitung der Alliance Israélite Universelle hat in vergangener Woche Beschlüsse von großer Wichtigkeit gefaßt. Sie will in Berlin ein ständiges Bureau einrichten — schon längst ein dringendes Bedürfnis — zu dessen Aufgaben es in vorderster Reihe gehören soll, eine Zentralstelle zur Auskunfterteilung über alle jüdischen Angelegenheiten zu bilden. Auch der Propaganda soll dieses Berliner Bureau dienen. — Ferner ist die

Leitung der Alliance der von dem Konsul Simon in Hannover gegebenen Anregung gefolgt, den Handfertigkeits- und den Gartenbauunterricht in den Schulen der Alliance einzuführen. Eine aus den Herren Lewen jr., Simon und Dr. Sonnenfeld bestehende Kommission hat den Auftrag erhalten, einen Kostenanschlag einzureichen, wonach die Ausführung ohne Verzug in Angriff genommen werden soll. Der jetzige Zeitpunkt gilt für die Behandlung der Frage als besonders geeignet, weil die aus der Ecole normale in Auteuil gegenwärtig hervorgehenden Lehrer — diese Ecole normale ist übrigens die einzige Allianceschule mit französischer Unterrichtssprache, was viel verbreiteten irrigen Vorstellungen gegenüber hervorgehoben sein mag — die Befähigung zur Erteilung des Handfertigkeitsunterrichts besitzen. Dank der Initiative des Herrn Konsul Simon, der für das Lehrerseminar das erforderliche Handwerkszeug gestiftet hat, ist dort seit zwei Jahren Tischlerarbeit für alle Zöglinge obligatorisch. Bei Herstellung der großen Bibliothek, die die Alliance soeben auf dem Grundstück der Ecole normale orientale erbaut hat, sind alle Tischlerarbeiten von den zukünftigen Lehrern ausgeführt worden.

London, 8. November. (Die jüdische Jugendwehr.) Am letzten Samstag hatte der Vorstand des jüdischen Jugendwehr-Vereins (Jewish Lad's Brigade) ein öffentliches Schauexerzieren und Turnen veranstaltet. Es ist dies die dritte öffentliche Vorführung der jungen Burschen seit der im Jahr 1895 erfolgten Gründung des Vereins. Es ist erstaunlich, was geeigneter Unterricht und gute Vorbilder aus den Jungen gemacht haben, die zumeist entweder die Kinder eingewanderter Russen und Rumänen oder selbst erst mit ihren Familien eingewandert sind. Der Präsident des Vereins Oberst Goldsmid und seine Offiziere dürfen mit Recht stolz auf ihre Erfolge sein. Ein Feldmarschall der englischen Armee, zwei Generäle vom Generalstab mit mehreren anderen hohen Offizieren wohnten den Uebungen bei und beglückwünschten die Leiter der Veranstaltungen für die vorzüglichen Leistungen. „Der Zweck der jüdischen Jugendwehr" — so heißt es in den Statuten — „besteht darin, die heranwachsende Generation von ihrer frühesten Jugend an mit den Begriffen von Ordnung, Sauberkeit und Ehre vertraut zu machen, so daß sie Selbstachtung lernen und ihrer Gemeinde zur Ehre gereichen." Das Aussehen der Knaben ist frisch und kräftig, ihre turnerischen und militärischen Uebungen wurden mit der größten Präzision ausgeführt. Die Lady Mayoreß verteilte Ehrenpreise an verschiedene Gruppen der Wehr; General Sir Alfred Turner überreichte den einzelnen Knaben die Medaillen und Auszeichnungen, die ihnen für hervorragende Leistungen zuerkannt worden waren. Der General sagte jedem der dekorierten Knaben einige freundliche Worte und betonte in einer allgemeinen Ansprache die glänzenden Erfolge des Vereins. „Als der König vor kurzem dem Oberst Goldsmid einen so vornehmen Orden überreichte", sagte der General im Laufe seiner Rede, „geschah dies hauptsächlich in Anerkennung der großen Verdienste, die der Oberst sich um die Hebung seiner Glaubensgenossen geschaffen, jenes großen alten Volkes, dem er mit Stolz angehört." Aus den übrigen bei dem Schauexerzieren gehaltenen Ansprachen ist noch hervorzuheben, daß der Verein mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die Einnahmen haben im letzten Jahr 120 L. St. betragen, während die Ausgaben sich bei größter Sparsamkeit auf 1500 L. St. beliefen. Die Versammlung wurde deshalb gebeten, möglichst für die fernere Unterstützung des Vereins und damit für die geistige und körperliche Aufbesserung der jüdischen heranwachsenden Generation zu sorgen.

London, 8. November. (Der bisherige Lord Mayor.) Heute ist der letzte Amtstag des Lordmayors Sir Marcus Samuel; morgen übergibt er das mit vielen Auszeichnungen und mit großer Arbeitslast verbundene Ehrenamt an seinen Nachfolger Sir James Ritchie. Der König hat dem aus dem Amte Scheidenden in Anerkennung seiner außergewöhnlichen Verdienste den Titel eines Baronets verliehen; die Stadt London und besonders die Glaubensgenossen Sir Marcus Samuels werden niemals aufhören, ihm ihre aufrichtige Bewunderung und herzliche Würdigung zuzuerkennen für das Geschick, mit dem er seine Amtspflichten erfüllt, und für die Dienste, die er im Rahmen der strengsten Amtsführung ihnen erwiesen. Seine politischen und gesellschaftlichen Aufgaben hat Sir Marcus mit Würde und Vornehmheit durchgeführt, er hat das Königspaar und verschiedene Mitglieder des königlichen Hauses, er hat den Präsidenten Loubet und viele hervorragende Männer des In- und Auslandes in seinem Haus empfangen und, unterstützt von Lady Samuel, den illustren Gästen eine glänzende Aufnahme bereitet. Sein Amtsjahr ist aber auch für die philanthropischen Anstalten Londons ein glückliches gewesen, denn Sir Marcus hat, wie wenige, verstanden, neben seinen eigenen reichen Spenden auch andere Personen zur Freigebigkeit zu veranlassen. Erst jüngst hat er zum Besten des London-Hospitals die stattliche Summe von 21000 L. St. gesammelt; darunter waren fünfzehn Spenden zu 1000 L. St., je für ein Bett bestimmt. Von den Gaben des Lord Mayor und der Lady Samuel, der Herren Edward Stern und Harry Barnato werden vier Betten im jüdischen Flügel des Krankenhauses errichtet; eine zum Andenken der Stifter errichtete Denktafel ist vor einigen Tagen enthüllt worden. Bei dieser Gelegenheit haben die Vorstände und Protektoren des Hospitals dem Lord Mayor die größten Ovationen erwiesen. Seine Glaubensgenossen müssen Sir Marcus aber besonders dankbar sein für sein mannhaftes Auftreten gegenüber dem Vertreter des Königreichs Rumänien. Er erinnerte an jene Zeiten, da Juden wie Sir Francis und Sir Julian Goldsmid und Sir John Simon im Parlament laut ihre Stimmen zugunsten ihrer bedrückten Glaubensbrüder erhoben. Jedenfalls hat die mutige Tat unseres Lord Mayor den rumänischen Juden nicht geschadet, man behauptet sogar, ihre Lage habe sich in letzter Zeit etwas gebessert. Der neue Lord Mayor hat die Einladungen zum offiziellen Bankett bereits ergehen lassen und auch den rumänischen Gesandten mit einer Einladung bedacht; dieser aber hat, wahrscheinlich durch die Ereignisse des vorigen Jahres verletzt, die Einladung nicht angenommen. Es ist bedauerlich, daß eine vielleicht ganz unschuldige Persönlichkeit hat beleidigt werden müssen; die Rüge hatte nicht der Person, sondern dem System gegolten. Sir Marcus Samuels Amtsjahr wird schon durch diese eine Tat ein dauerndes Andenken in der Geschichte unserer Stadt gefunden haben.

Odessa, 8. November. (Der Gouverneur von Bessarabien über die Juden als Landwirte.) Vor kurzem hat Fürst Urussow, der Gouverneur von Bessarabien, auf einer Inspektionsreise die in der Nähe der Stadt Soroky von der J. C. A. begründete Baumschule besichtigt. Er ließ sich vom Direktor Ettinger alle Einzelheiten der Anlage erklären und von ähnlichen Anstalten berichten, die die jüdische Kolonisationsgesellschaft in Bessarabien eingerichtet hat. Im Lauf des Gesprächs erkundigte der Gouverneur sich nach dem Stand des Garten- und Weinbaus und sonstiger von Juden betriebener Gewerbe. Als er erfuhr, daß die Juden in der Entwickelung ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit von den 1882er Maigesetzen arg gehemmt würden, versprach er den

Landwirtschaft treibenden Juden ungehinderten Aufenthalt in Dörfern. Er halte es für angezeigt, daß in Bessarabien größere Niederlassungen von Juden auf eigens zum Betrieb der Landwirtschaft erworbenem Grund geschaffen werden sollten; hier würden die Juden keinerlei Böswilligkeit begegnen und würden in bedeutendem Maß zum Fortschritt der Bodenkultur in Bessarabien beitragen können. Als man ihm sagte, daß unter der jüdischen Bevölkerung der Städte Hunderte und Tausende den sehnlichsten Wunsch hätten, sich der Landwirtschaft zu widmen, versprach er seine Unterstützung zur Förderung dieser Bestrebungen. Nach Inspektion der Baumschule besichtigte Fürst Urussow einen in der Nachbarschaft liegenden Obstgarten, dessen jüdischer Besitzer ebenfalls von der J. C. A. subventioniert wird, und nahm die ihm überreichten Früchte dankend entgegen. Bei der Abreise dankte der Gouverneur für den freundlichen Empfang und gab nochmals seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß nach den hier bewiesenen Erfolgen die Juden ganz besonders zum Garten- und Landbau geschickt sein müssen, und daß sie durch ihren Fleiß die schlummernden Hilfsquellen der Provinz erschließen und den Wohlstand des Landes entwickeln würden. „Auf meiner Fahrt durch die Stadt Sorokŋ war ich erstaunt über die große Zahl der Firmenschilder von jüdischen Schneidern, Schuhmachern u. s. w. Warum so viele? Wie kann eine einzige Straße so vielen Handwerkern Brot geben? Dagegen bietet die Provinz unbegrenzte Vorteile, nicht für Schuhmacher, aber für solche Arbeiter, wie ich sie in der Baumschule beobachtet habe. Die Provinz braucht gerade so kleine Landwirte, die Getreide, Früchte, Trauben und andere Erzeugnisse für den eigenen Bedarf selbst produzieren."

New-York, 1. November. (Die Petition der B'nei-Brith-Logen.) Entsprechend dem Wunsch des Präsidenten ist am gestrigen Tage die jüdische Petition an den Zaren, betreffend die Greueltaten in Kischinew, deren Entgegennahme der Zar seinerzeit verweigert, dem Staatsdepartement zur Aufnahme in das Staatsarchiv übergeben worden. Auf den Begleitbrief des Vorsitzenden der B'nei-Brith-Logen bei der Uebersendung der mit 50000 Unterschriften bedeckten Petition hat Staatssekretär Hay folgendes Antwortschreiben gesandt: „Mit Vergnügen nehme ich dieses wichtige und bedeutsame Dokument entgegen, um ihm in den Archiven des Staatsdepartements seinen Platz zu geben. Obgleich diese Abschrift Ihrer Petition die hohe Stelle, für die sie bestimmt gewesen, nicht erreicht hat, haben ihre Worte doch eine Weltverbreitung gefunden und im Herzen von vielen Tausenden Wurzel geschlagen. Die Petition wird für immer denkwürdig bleiben, nicht nur wegen ihres Inhalts, sondern wegen der Zahl und des Gewichts ihrer Unterschriften, die einige der hervorragendsten Namen unserer Zeit umfassen, die Namen von Männern, die wegen ihres Geistes, ihrer Philanthropie und ihres Gemeinsinns berühmt sind. Wenn in künftigen Tagen Studierende der Geschichte dieses Dokument lesen werden, so werden sie voll Bewunderung für die Urheber der Petition sein, die der tiefen Entrüstung über die unschuldigen und hilflosen Menschen zugefügten unerträglichen Ungerechtigkeiten eine so ernste und beredte und dabei so würdige, gemäßigte und vornehme Sprache geliehen haben. Dieses Dokument bleibt ein wertvoller Gewinn für die öffentliche Literatur und wird inmitten der Schätze dieses Departements hoch und heilig gehalten werden."

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Der Pariser Philanthrop Osiris hat der jüdischen Gemeinde zu Bruyères in den Vogesen eine Synagoge geschenkt, deren vollständige Kosten er allein getragen hat. — Rabbiner Moses Elaff in London, ein geborener Russe, ist im Alter von 56 Jahren gestorben. — Anläßlich des zwanzigjährigen Bestehens der Firma J. Lewin Söhne haben die Inhaber dieser Firma, Leopold und Max Lewin in Mogilno, der Stadt und der israelitischen Gemeinde 3000 Mark zu Gemeinde- und Wohltätigkeitszwecken überwiesen.

Feuilleton.

Ein Frauenleben.

Biographischer Roman von C. Berg.

(Fortsetzung.)

„Soll ich mit dir von deinem Vater sprechen?" fragte sie ihre kleine Nichte.

Posthuma schüttelte den Kopf.

„Nicht, Postel? Du hörst doch sonst niemals genug von Deinem Vater reden!"

„Liebe Tante, laß mich dich lieber Eins fragen: So viele, viele Kinder haben alle ihren eigenen Papa, warum hat denn Gott gerade mir meinen Vater genommen?"

Röschen schwieg; mehr noch als die Frage, hatte sie der leidenschaftliche Ton in der Stimme der Kleinen erschüttert: das war nicht nur die Trauer eines verlassenen Kindes, da fragte ein großer Schmerz. Schließlich mußte sie doch eine Antwort geben, sie brachte aber nichts hervor, als den alten Trost: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er".

„Warum denn wollte er mich züchtigen?" rief das Kind heftig. „Ich hatte ja noch gar nichts Böses getan!"

„Ja", antwortete Röschen verlegen, „ich meine auch nicht züchtigen, ich meine, wir sollen solche Schickungen nicht als Strafe, sondern als eine Prüfung ansehen".

„Aber was wollte denn Gott an mir prüfen? Ich war ja noch gar nicht auf der Welt!"

„Gott ist allwissend, Posthuma, er sah voraus, wie du werden würdest."

Postel warf zornig den Kopf zurück: „Da konnte Er mich ja gleich besser schaffen, wenn ich ihm nicht gut genug bin! Wenn ich „lieber Gott" wäre, ich würde keinem armen Kinde seine Eltern sterben lassen, ich gewiß nicht!"

„Posthuma, wir dürfen mit Gott nicht rechten, wir sind sündige Menschen —"

„Sündige Menschen!" wiederholte Posthuma altklug. „Ach Tante, gibt es denn so viele böse Menschen auf der Welt? Ich kenne so viele gute, du bist so gut, und die Onkels und mein Mütterchen. . ."

„Und dein Papa?" ergänzte Röschen fest. . .

Posthuma errötete beschämt. „Papa ist gewiß auch sehr gut, und daß er mich nicht so recht lieb hat, dafür kann er doch eigentlich gar nichts, ich bin ja auch nicht sein Kind."

Sie seufzte und mit einem schweren Seufzer auf den Lippen schlief das Kind an diesem Abend ein.

Frau Röschen schien die Unterredung mit ihrer kleinen Nichte merkwürdig genug, um sie Wort für Wort vor ihrem Gatten und ihrem Schwager Emil zu wiederholen.

„Behalten wir das Mädel hier!" sagte Emil.

„Babette wird das nicht wollen", sprach Lothar.

„O, Babette sagt ja", behauptete die junge Frau, „aber gebt acht, Robert will nicht. Dagegen sträubt sich seine Eitelkeit."

„Ich würde sie auf der Stelle zu mir nehmen", rief Emil.

„In deine Garçonwirtschaft?“ höhnte die Schwägerin. „Außerdem würdest du sie höchst unvernünftig verwöhnen. Posthuma ist eigenwillig, und wenn sie heftig wird — ich habe solch eine Wut bei einem Kind noch nie gesehen.“

„Aber“, warf Emil ein, „für ein gutes Wort kann man sie um den Finger wickeln, und sie hat herrliche Anlagen.“

„Eben darum gehört sie in verständige Hände!“

Am andern Tage fragte Röschen ihre Nichte: „Möchtest du wohl für immer bei uns bleiben?“

Postel errötete, diesmal vor Vergnügen. „Immer bei dir, Tante? Und bei den Onkels? Und den Jungens?“ Sie war im Begriff, Röschen an den Hals zu springen; mit einem Mal bezwang sie sich und hielt ein. „Es geht doch nicht“, sagte sie gepreßt, „ach nein, ich will nicht.“

„Warum wieder nicht, launisches Ding? Du wolltest doch eben?“

„Da müßte ich ja meine Mutter verlassen und Lily und Lotte; ich habe doch Mama schrecklich lieb, und auch die Kinder, und“, fügte sie zögernd hinzu, „auch den Papa.“

Röschen ärgerte sich und fragte streng: „Ist das auch wahr, Posthuma?“

„Freilich, Tante. Sieh mal, ich muß ihm schon gut sein, er ist nun mal der Papa meiner kleinen Schwestern.“ Ihr reiner Kinderblick war so fern von Heuchelei, daß die junge Frau sie im Stillen um Verzeihung bat.

„Da haben wir's, meine Herren“, sagte Röschen am Abend, „das Mädel will nicht“, und sie zitierte die Gründe Posthumas.

„Vielleicht ist's so doch besser“, reflektierte Lothar.

„Besser hin, besser her“, rief seine Frau ungeduldig, „möglich, daß wir beinahe eine Torheit begangen hätten: das Mädel ist klüger als wir. Was meinst du, Emil?“

„Sicher ist Postel doch mehr gut, als sie klug ist. Und das macht mich sehr besorgt um ihr Fortkommen in der Welt.“

Mit den Jahren wuchs die Abneigung Roberts gegen seine Stieftochter immer mehr. Babette, durch ihres Mannes ewige Klagen und Anschuldigungen gereizt, wurde strenger gegen Postel, als es sonst in ihrer Art lag. Die Strenge und Härte der Eltern machte das Mädchen geistig frühreif. Posthuma lernte Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung üben in einem Alter, in dem glücklichere Kinder noch keine Ahnung haben, daß man dieser Tugenden je im Leben bedürfen könne. Wie die Mehrzahl zurückgesetzter Kinder, gewöhnte sie sich, zu beobachten und zu vergleichen; dieses junge Geschöpf studierte sich und andere. Bald erkannte sie ihre eigenen großen Vorzüge, das machte sie heimlich eitel; sie merkte aber auch auf ihre Fehler, daß sie schrankenlos heftig sei, und sie nahm sich sehr in Acht, hierin vor ihrem Peiniger sich eine Blöße zu geben. Aber niemand kommt aus seiner eigenen Haut heraus, und Posthuma sollte das Feuer ihres Blutes noch manchmal büßen.

Die Juden der kleinen Stadt lebten damals ihr friedlich-idyllisches Dasein; ihre eigenen Feste feierten sie durch Gebete und Festmähler, und die ihrer christlichen Mitbürger genossen sie in schöner Eintracht mit Mahlzeiten und Vergnügungen. Pfingsten ist die Zeit der Landpartien. Besonders beliebt bei den Freistädtern war die Fahrt zur Kirmes nach Neusalz am Pfingst-Dienstag. Die dreizehnjährige Posthuma und die sechs- und siebenjährige Lily und Lotte hatten sich seit Wochen auf diese Kirmes gefreut; bald nach dem Frühstück sollten sie mit den Eltern in den Wagen steigen, der schon vor der Tür ihrer harrte. Nun standen sie alle drei in steifgestärkten Mullkleidern wie die Puppen da und ließen eine letzte Musterung ihres äußeren Menschen von der Mutter über sich ergehen. Endlich kam auch Robert herein und setzte sich an den Frühstückstisch. Sogleich fiel sein finsterer Blick auf Posthuma: „Wer erlaubte dir, das weiße Kleid anzuziehen?!“

„Lily und Lotte haben auch ihre weißen Kleider an.“

„Nimm dich in Acht, daß du dir nicht wieder Flecke machst!“

Postel wurde blutrot: zum unzähligsten Male erhielt sie vom Vater vor den jüngeren Geschwistern einen Tadel; schweigend setzte sie sich an den Tisch.

„Eilt euch, trinkt eure Milch!“ mahnte Babette.

„Ich will keine Milch“, nörgelte die kleine Lily, „ich will Kaffee!“

„Sei artig, Lily!“

„Ich will aber Kaffee haben“, winselte das Nesthäkchen, „Kaffee will ich!“

Gutmütig goß Posthuma von ihrer Tasse in ein Schälchen, um es der Kleinen hinüberzureichen.

„Laß das sein“, schrie Robert, „du wirst vergießen!“

Durch das Geschrei erschreckt, fuhr Posthuma zusammen, ihre Hand zitterte, und der braune Inhalt der Schale rann über ihr weißes Kleid. Die Kleinen schrien.

„Habe ich's nicht gesagt?“ rief Robert höhnisch. „Du ungeschicktes, dummes Ding, nun kannst du zu Hause bleiben. Schäm' dich, ein neues, weißes Kleid —“

„Es ist himmelschreiend“, sekundierte Babette, „geh' dich umziehen, marsch!“

„Nun, das sollte mir einfallen, darauf zu warten“, herrschte Robert. „Ich begreife dich nicht, meine Liebe, du willst mir also den Tag verderben? Entweder du läßt das Mädel zur Strafe zu Haus, oder ich bleibe hier zurück!“

Babette wagte kein Wort weiter; sie nahm die vor Angst verstummten Kleinen bei der Hand und verließ das Zimmer.

Posthuma sah ihre Mutter davongehen; in ihrem Kopf dämmerte unklar der Verdacht, daß der Stiefvater die Szene provoziert habe. Kreideweiß, mit glühenden Augen trat sie ihm in den Weg: „Ich soll also nicht mitfahren?“ fragte sie heiser.

Robert ahnte eine Katastrophe; nun hätte er gern eingelenkt, aber er schämte sich. „In diesem beschmutzten Aufzuge?“

„Ja oder nein?“

„Nein!“ Erschrocken wich er zurück. Es schien ihm, als wolle Posthuma auf ihn zustürzen. Sie fuhr mit den geballten Fäusten in die Luft, ergriff das Tablett mit dem gesamten Geschirr und warf es krachend auf den Boden.

Jetzt hätte es Robert kein Mensch verübelt, wenn er seiner Stieftochter ein Paar an die Ohren gegeben hätte, aber er ging so schnell hinaus, als er konnte: so sehr fürchtete er sich vor dem rasenden Kinde.

Posthuma stand allein mitten im Zimmer, zitternd an allen Gliedern. Sie hörte den Wagen davonrollen; die Köchin kam, klagte laut um das zerbrochene Geschirr, schalt auf Posthuma und las stöhnend die Scherben zusammen. „Geschieht dir recht, daß du nicht mit zur Kirmes darfst, du verboste Kröte!“ Sie schloß die Tür hinter sich ab. Posthuma rüttelte und schrie, aber der gehässigen Person machte es offenbar Freude, das aufgeregte Kind noch mehr in Harnisch zu bringen.

Da hörte Postel draußen die Stimme der Müllersfrau: „Lassen sie doch das Mädel nicht so schreien! Das Kind kann die Krämpfe kriegen und dabei wegbleiben.“

Brummend antwortete die Köchin: „Je Krausen, damit tät' sie bloß dem Herrn und der Madam den größten Gefallen.“

„Nun schämen sie sich eins, man sollte ihnen das böse Maul zerschlagen!" Damit riß sie der Köchin den Schlüssel aus der Hand, öffnete und trat rasch ein. „Postel", sagte sie freundlich, „willst du ein bißchen mit auf die Mühle kommen? Herrgott!" schrie sie, „Anna, ist das Mädel weiß! . . . Anna, Wasser!"

Posthuma schüttelte den Kopf. „Komm", sagte die Krausen gutmütig, „ich werde mit dir in den Garten gehen." Sie nahm Postel am Arm, führte sie herunter und setzte sich mit ihr in eine Laube.

Mit einemmal sagte das Mädchen ganz ruhig: „Ich danke schön, Frau Krause, daß sie bei mir bleiben wollen; aber wenn mir so ist wie jetzt, bin ich am liebsten allein".

„Ist recht, daß du wieder vernünftig bist. Ich muß nun auch wieder nach Haus. Wenn du was brauchst, komme ja und ja in die Mühle!". . . Sie strich freundlich über den kleinen, braunen Tollkopf und ging.

Posthuma saß ganz still und brütete vor sich hin. „Also wenn ich fort wäre, geschähe ihnen ein Gefallen, meine Eltern wünschen mich tot!" Sie wunderte sich über sich selbst, daß sie nicht weinen konnte bei diesem Gedanken. „Ich bin ihnen im Wege. Warum? Bin ich wirklich so schlecht?" Sie grübelte und grübelte. Erschöpft legte sie den Kopf auf die Lehne der Bank; nach wenigen Minuten schlief sie ein.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, da merkte die eben erwachte Posthuma an ihrem Magen, es sei Mittagszeit. Sie ging ins Haus. Die Köchin saß in ihrer ganzen Breite in der Küche und ließ es sich bei einer großen Schüssel und einem noch größeren Krug Kaffee recht wohl sein. „Aha", rief sie höhnisch, „treibt dich der Hunger heim? Es ist nichts da für dich; deine Mutter hat auf dich nicht gerechnet. Geh' an den Wandschrank und nimm dir ein Stück Brot! „Salz und Brot macht Wangen rot". Kannst auch mal sehen, wie Hunger tut!" Sie löffelte behaglich weiter.

Posthuma widerte die Person an; schweigend verließ sie die Küche und ging wieder in den Garten. Es war ein schöner Maientag: der Flieder und der Goldregen dufteten, die Vögel sangen, Sonne und blauer Himmel lachten und leuchteten um die Wette hernieder, als wollten sie das hungrige, traurige Kind verhöhnen. „Jetzt sind sie alle auf der Kirmes", dachte Posthuma. „Lily und Lotte bekommen rote Pfefferkuchen und Ketten von Glas. Dann läßt sie Papa Karussell fahren, oder sie stechen nach Ringen. Hernach würfeln sie in den Paschbuden. Lily gewinnt wohl eine Porzellanpuppe und Lotte einen Federkasten. Darauf werden sie in das Waldschlößchen gehen, und Mama packt die Körbe aus mit Weißbrot und kaltem Braten."

So war Postel bis ganz an's Ende des Gartens geschritten. Am Zaun befand sich eine Hecke; dort hatte eine Meise ihr Nest. Postel setzte sich behutsam in's Gras und sah zu, wie die Alte ihre Jungen fütterte. Das war niedlich. Sie merkte auf, wie das Vöglein keines seiner Kleinen vergaß. Da fiel ihr ein, wie ihre Mutter gar nicht an sie gedacht hatte mit Trank und Speise. Und hier in dieser blühenden, grünenden Einsamkeit begann das Kind zu weinen, ganz laut und bitterlich. Wie Blut flossen ihre Tränen; sie stöhnte und schluchzte.

Da legte sich eine Hand auf ihre Schulter, und eine leise Stimme fragte: „Warum weinen sie?"

Erschrocken sprang Posthuma auf und blickte sich um. Was sie, obwohl sie unzählige Male an dieser Stelle gesessen, noch nie bemerkt hatte: im Zaun war eine Schiebetür. Durch die Oeffnung, die wie ein Wunder da aufstand, mußte er eben hereingetreten sein, der Fremde, ein großer, überschlanker Knabe. Er hatte hellblondes, fast weißes Haar; sein Gesicht war wenn auch nicht gerade schön, doch ganz außerordentlich fein geformt; der Ausdruck zeigte mehr große Güte als Intelligenz. Ueber sein ganzes Wesen war aparte Vornehmheit gebreitet, die Postel höchlich imponierte; auch machten ihr der elegante, blaue Samtanzug und das blütenweiße Jabot mit den feinen Stickereien einen überwältigenden Eindruck. Sie war so verdutzt über die unerwartete Erscheinung, daß der Fremde seine Frage wiederholen mußte. Seine Stimme klang sehr schüchtern, aber bei aller Sanftheit eindringlich genug: „Bitte, sagen sie es mir doch: warum weinen sie?"

Postel schämte sich sogleich und hörte auf. Ihr Gegenüber sah sie ihre Tränen trocknen; es lag eine rührende Herzlichkeit in seinem Blick und Ton, als er wieder bat: „Sagen sie es mir doch: warum weinen sie? Sie weinen immer. Ich habe sie schon so oft hier weinen gesehen!"

„Ich weine . . . weil . . . weil . . ." Sie merkte, daß ihr die Augen wieder tropften, bezwang sich aber tapfer und sagte nur leise: „Es geht mir schlecht".

Der fremde Knabe senkte gleichfalls den Kopf; erst nach einer Weile antwortete er: „Das tut mir sehr leid." Dann fragte er wieder weiter, mit seiner weichen, tröstlichen Stimme: „Kann ich ihnen nicht helfen?"

Posthuma blickte finster zu Boden. „Mir ist nicht zu helfen. Ich habe schon Unglück gehabt, ehe ich auf die Welt gekommen bin".

„Unglück? Ehe sie auf der Welt waren? Was meinen sie damit?"

„Ich meine . . ." Postel sah auf; der Fremde erschien ihr doch verwunderlich, endlich fragte sie beherzt: „Ja, warum sagen sie denn nicht „du" zu mir? Ich bin ja erst zwölf Jahr?"

„Und ich erst elf.".

„Erst elf und schon so groß!" Sie maß mit ungeheurem Erstaunen die schlanke Gestalt des sie beinahe um zwei Köpfe Ueberragenden: „Nein, solch eine Größe!" Immerhin — das Jahr, das der Fremde weniger als sie zählte, löschte doch in etwas seine Ueberlegenheit aus, sie forschte also dreist: „Wie heißt du denn?"

„Alfred von Lautenburg."

„Du meine Güte! Der junge Fürst!" Postels Blick flog beschämt über den großen, braunen Kaffeefleck auf ihrem Kleide, dann faßte sie das Röckchen mit spitzen Fingern und tauchte fast bis zur Erde knixend — tief — tief.

Der Fremde lachte leise. „Du brauchst nicht so zu erschrecken! Ich bin nicht der Fürst. Wir Kinder sind nur Grafen. Mein Bruder Adalbert wird einst Fürst werden, ganz spät, wenn Papa einmal tot ist. Ich bin der zweite Sohn; wir hatten auch eine Schwester", seufzte er, „so groß wie du, aber sie ist leider gestorben".

„Woran wohl?" erkundigte sich Postel teilnehmend.

„An Lungenentzündung. Papa klagt, wir hätten es alle in der Lunge."

„Ah!" machte Postel altklug, „das hat wenig zu sagen; mein Onkel Doktor spricht, damit kann man sehr alt werden. Mein armes Väterchen hat eine kerngesunde Lunge gehabt, aber als er in das Wasser stieg, um Müller Krauses Fränzchen herauszuholen, war er gleich weg."

Jetzt war die Teilnahme auf Seiten des jungen Grafen. „O weh! Das ist sehr traurig für dich. . . . Wie ist doch dein werter Name, wenn ich fragen darf?" Diese höfliche Wendung erschien Posthuma als der Gipfel aller weltmännischen

Artigkeit. Ueberdies fand sie es reizend, daß man zu ihr so verbindlich sprach. Zum erstenmal erwachte in dem Kinde eine gewisse Koketterie, die später ihr und anderen sehr böse Streiche spielen sollte; ihre Wangen röteten sich, sie blickte mit schelmischem Lächeln zu dem jungen Grafen auf und sagte: „Es wird dir wohl nicht so ernst sein mit dem werten Namen."

„O doch", versicherte Alfred.

„Ich heiße Posthuma Stahl."

„Posthuma! Ein merkwürdiger Name! Ich habe ihn noch niemals gehört."

„Das glaube ich wohl. Mein Onkel Doktor sagt, in dem Namen läge mein ganzes Malheur. Posthuma heißt eine Nachgeborene." Und bitter seufzte sie hinzu: „Ich bin eben zu allem Glück in der Welt zu spät gekommen!"

Die Augen des jungen Grafen sahen gutherzig auf das verzweifelte, kleine Mädel. Ahnte die edle reine Seele des Knaben den großen Schmerz, an dem das vaterlose Kind da litt? „Du mußt dich nicht so grämen", sagte er tröstend. „Vielleicht wäre dir gefällig, einmal mit in unseren Park zu kommen?"

Er hatte sein Hütchen abgenommen und bot ihr mit einer Verneigung die Hand — von Kopf bis Füßen ein Kavalier. Posthuma war bezaubert, aber sie wußte auch, was sie sich schuldig war: „Wenn ich nicht störe."

„Durchaus nicht", beteuerte Alfred, „meine Eltern sind verreist, nach Paris; mein Bruder Adalbert ist in Liegnitz auf der Ritterakademie, mein Präzeptor ist nach Grünberg gefahren. Ich bin mit der Dienerschaft ganz allein im Schloß. Darf ich bitten?"

„Wenn du erlaubst", knirste Postel und ergriff freudestrahlend die Hand des neuen Freundes.

Der Park der Lautenburg! Posthuma dachte bald mit Geringschätzung an die „bäuerlichen" Vergnügungen ihrer Angehörigen auf der Kirmes. Was war der staubbedeckte, sonnige, nach allerlei Garküchen-Gerüchen mißduftende Markt von Neusalz gegen die reine Luft, den samtweichen Rasen, auf dem die Sonne einen goldenen Ringelreigen tanzte, gegen diese uralten, wie Postel meinte, turmhohen Bäume, die mit höchster Kunst und vollendetem Geschmack gepflegten Beete, auf denen Blumen blühten von so seltsamer Farbenpracht, wie sie Postel nie gesehen. Und wenn aus dem grünen Dunkel der vielverschlungenen Pfade eine marmorne Göttergestalt auftauchte, mußte sie sich beide Hände auf den Mund drücken, um nicht gegen allen gräflichen Respekt laut aufzuschreien vor Entzücken.

Postel kannte sie recht gut, diese Wunderbilder von Hellas: hier eine Artemis und dort eine Demeter, dann Zeus höchstselbst, der Wolkensammler, und bei ihm in sehr verfänglicher Nähe Leda mit dem Schwan.

„Woher weißt du ihre Namen?" fragte Alfred erstaunt.

„Aus der griechischen Geschichte", bekannte Postel; „nämlich Geschichte hab' ich schrecklich gern. Und dann besitzt mein Onkel ein Buch, darin sind sehr viele Statuen abgebildet. Ich fall' nämlich überall, wo ich bin, über die Bücher her. Ach, ich habe schon so viel Schelte bekommen um mein vieles Lesen!"

„Und ich für das Gegenteil!" seufzte der junge Aristokrat.

„Ein Springbrunnen! Nein so etwas Herrliches!" jauchzte Postel begeistert.

Ein großes Marmorbecken kristallklaren Wassers, umgeben von weißblühenden Kallen und blauleuchtenden Vergißmeinnicht! In der Mitte des Kunstsees stieg aus einer Riesenmuschel die Schönheitskönigin Aphrodite, und rund um sie trieb ein lustiges Gesindel von Amoretten, Putten und Tritonen aus vollen Backen und Nüstern das Wasser in Strahlenbündel und perlenden Säulen in die Höhe.

„Bitte, stelle dich dort hinüber in die Sonne!" bat Alfred; „es sieht hübsch aus, wie die Tropfen funkeln in deinem braunen Haar."

Und jetzt hätten alle Majestäten und Fürstlichkeiten der Erde Posthuma nicht zurückgehalten, laut aufzujubeln vor Lust: Rehe grasten hier, wirkliche, lebendige Rehe, eingehegt in einer Schonung, ein braunes und ein weißes.

„Blanka, Blanka!" rief Alfred. Das weiße Reh erhob den weißen Kopf und spitzte die Ohren. „Es gehörte meiner Schwester Gvendoline", sprach der junge Graf; „es war ganz zahm, aber seit dem Tod meines Schwesterchens ist es wieder wilder geworden."

„Ist der Park aber mächtig groß!" — Postel ließ entzückt die Augen umherschweifen — „und schön wie das Paradies!"

„Ja, aber jetzt kommt das Allerschönste. Mach einmal die Augen zu! Fest! Jetzt gib mir deine Hand. Ich zähle bis zwanzig. So! Nun schau auf!"

Postel gehorchte. Vor ihr lag ein großer, stiller Weiher: stolze Schwäne zogen langsam dahin, seltsam gefärbte Enten schwammen in Rudeln nebeneinander und machten den Fischen, die vorsichtig ihre dicken Köpfe in die Höhe steckten, die Brocken streitig, die Alfred ihnen warf. In der Mitte des Wassers, auf einer kleinen Insel, zwischen vier Weiden erhob sich ein bunter, chinesischer Pavillon, gerade groß genug, um all dem Federvieh als Zank- und Tummelplatz zu dienen; aber die sehr romantisch angelegte Posthuma fragte allen Ernstes: „Das ist gewiß ein Elfenschloß?"

„Das ist Robinson Eiland", erklärte Alfred. „Diese Insel ist mein Eigentum, der Fürst hat sie mir geschenkt." Er sagte das mit der gewichtigsten Betonung, dann fragte er geheimnisvoll: „Hast du Courage?"

„Nicht allzuviel", gestand Postel freimütig.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung: In Nr. 45 d. Bl., Seite 641, Spalte 1, in dem Artikel „Sprechsaal", Zeile 10 ist statt „uwo lezijaun" eine unverständliche Buchstabenzusammenstellung gedruckt.

Brief- und Fragekasten.

Herrn M. T. in S. Die Karte ist drei Monate später gekommen, als ich sie erwartet habe. — Herrn E. B. in B. Sie haben vollständig Recht. Ich habe auch erst nach der Bedeutung fragen müssen. Die Absicht aber ist unverkennbar, und darauf kommt es an. — Herrn E. E. in B. Ich kann mich an dieser „Rettung Israels" so wenig wie an einer anderen beteiligen. Das überlasse ich den Rettern von Beruf und Gewohnheit.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: Arthur Scholem in Berlin.

Druck und Verlag von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.